Ph, Pr.
167 i/7

Kalobiotik.

Kalobiotik,

oder

die Kunst schön zu leben.

Wissenschaftlich aufgefaßt

von

Wilhelm Bronn,
Verfasser der Vorstudien für Kalobiotik.

Phil. pr. 167 i

Leipzig, 1844.
Robert Binder.

164-BK.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Es heißt fürwahr nicht der zersetzenden Tendenz unseres Zeitgeistes fröhnen, welchem meist nur um Industrie zu Geldgewinn, und um Lebensdissonanzen zu thun ist, etwas hinstellen, das kein Geld trägt, und eine harmonisirende Tendenz hat. Das Gewagte des Unternehmens ist nicht zu verkennen, da man dabei Gefahr läuft, auf gänzliche Gleichgültigkeit zu stoßen. Doch thut dies wenig zur Sache. Im Jahre 1809 stellte ein Professor der Anatomie an der Wiener Hochschule zuerst die Idee einer pathologischen Anatomie auf.

Lange Jahre blieb sie ganz unbeachtet, bis in neuester Zeit der Sinn dafür erwacht ist, und sich erst jetzt eine eigene Schule bildete, welche von der Wichtigkeit des Gegenstandes durchdrungen, ihm nun rastloses Studium widmete. Aehnliches könnte sich auch mit der Kalobiotik ergeben. Daß übrigens selbst jetzt, bei aller Jagd nach materiellem Gewinn, bei aller Sucht, das Bestehende unter zu wühlen und daran zu zerren, Jedermann gleichwohl sein Leben nach eigenem Geschmack sich möglichst angenehm zu machen, zu verschönern wünscht, wenn er es auch oft falsch angreift, wird dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen.

Dieses angeborene Streben vernunftgemäß zu regeln, zu veredeln, und so dem Bedürfnisse möglichst entsprechend zu machen, ist eben Aufgabe der Kalobiotik. Daraus wird ihr Begriff, ihr Zweck und Nutzen von selbst klar. Nicht minder einleuchtend ist es, wie zweckmäßige Einrichtung der Gesellschaft und des menschlichen Lebens überhaupt

hiezu, wenn gleich meist nur indirekt, doch im höchsten Grade förderlich sein müssen. Im Verlaufe dieses Werkes kömmt besonders der Nutzen unserer Lehre für das Individuum, für Gesellschaft, Staat und die Menschheit überhaupt gelegentlich nachzuweisen.

Um den Begriff der Kalobiotik möglichst in's Klare hinzustellen, damit ihre Leistungen nicht mit jenen schöner Kunst verwechselt werden, diene folgendes Beispiel: Ein Gedicht, welches in poetischer Schilderung eines Familienlebens bestände, wäre ein Kunstwerk, ein Werk der Dichtkunst. Hätte nun eben dieses Familienleben wirklich irgendwo bestanden und sich durch menschliche Einwirkung so schön gestaltet; wäre dasselbe ein Werk der Kalobiotik. Insofern die auf Kunst angewandte Aesthetik, Vervollkommnung schöner Kunstwerke bezweckt, ist sie der Kalobiotik, dem anderen Theile der Aesthetik, welcher das wirkliche Leben zum Bildungsstoffe hat, behilflich, denn sie trägt mittelbar zur Verschö-

nerung unserer Ansichten bei. Unter Benutzung aller uns zu Gebote stehenden Mittel zur Verschönerung des Lebens, sollen wir dasselbe möglichst zu einem schönen Ganzen zu gestalten suchen, was uns zugleich veredelt, übrigens freilich nur annäherungsweise gelingen kann. Selbst rein sinnlicher Genuß, so weit ihn Moral erlaubt, gehört unter jene Mittel. Wer z. B. liebt, einen guten Tisch zu führen, und sich dies Vergnügen, ohne Gefährdung der Gesundheit und des Lebens, verschaffen kann, der hätte sehr Unrecht, es sich nicht zu gönnen, wenn ihn sonst keine Pflicht daran hindert. Er würde insoferne gegen die Forderungen der Kalobiotik handeln, als diese die Aufgabe setzt, nicht nur für unsere geistigen Kräfte, sondern auch für unsere Sinnlichkeit zu sorgen. Sind dabei nur die Grenzen der Mäßigkeit nicht überschritten und sonst keine höheren Anforderungen hintangesetzt, so liegen derlei Genüsse vielmehr in der Tendenz unserer Lehre, denn es wird durch sie die Sinnlichkeit wohlthätig belebt, was gewiß zur Ver-

schönerung unserer Existenz eben so sehr beiträgt, als Belebung unseres geistigen Wesens. —

Gegenstand der Kalobiotik ist das Schöne im wirklichen Leben, nämlich das Verbindungsglied (Copula) zwischen dem Guten (dem Gegenstande der Moral) und dem Nützlichen (Gegenstande der Gewerbslehre), unter welcher Letzteren wir die Lehre von der Gewinnung und Sicherung des Lebensunterhaltes verstehen. Schon in der Vorrede zu des Verfassers früheren zwei Bändchen für Kalobiotik (Wien bei Gerold 1835 und 1838) war die Rede von einer einstigen systematischen Auffassung des Gegenstandes. Nur ward damals bemerkt, es dürfte zweckmäßiger sein, vorläufig noch durch verschiedene Aufsätze in solcher Tendenz den Sinn dafür im Allgemeinen zu wecken, wie auch noch mehr kalobiotische Erfahrungen zu sammeln.

Da seitdem nun mehrere Jahre verflossen sind, während welcher der Verfasser dem Gegenstande Be-

obachtung und ernstes Studium widmete, so scheint es nun ungefähr an der Zeit, ein solches **Organon** der Kalobiotik in's Leben treten zu lassen, was hiemit erfolgt.

Es ist in zwei Theile getheilt, in die auffassende und in die gestaltende Kalobiotik. Dies aber nur zu größerer Deutlichkeit bei Behandlung des Gegenstandes. In der Ausübung dagegen müssen die beiden Theile fast immer in einander verfließen und sich wechselseitig ergänzend befruchten. Daß, um kalobiotisch zu gestalten, nebst ästhetischem Sinne auch eine gewisse Fertigkeit gehöre, im wirklichen Leben etwas zu realisiren, darauf bildend einzuwirken, leuchtet wohl von selbst ein; so wie, daß unser Streben eigentlich die rein menschlichste Moral bezweckt, weil es auch auf Nahrung für die uns angeborene Sinnlichkeit sieht, wodurch alle Trockenheit entfällt.

Wir sind von dem Eigendünkel weit entfernt, zu glauben, mit jener Eintheilung sei die einzig mögliche,

oder beste Form der Auffassung unseres Gegenstandes gefunden. Es soll vielmehr nur der Anfang, gleichsam nur ein Vorschlag dazu sein. Die einzelnen Rubriken darin suchten wir mit Erklärendem und Anregendem nach bester Ueberzeugung auszufüllen, bilden uns aber bei weitem auch nicht ein, darin Vollständiges geleistet zu haben. Mit gegenwärtigem Organon wäre nur der allgemeine Theil der Kalobiotik in ihren Hauptumrissen dargestellt, wozu aus der Aesthetik die nöthigen Vorbegriffe vom Schönen zu nehmen sind. Weiteres dürfte dann in eine specielle Kalobiotik gehören. Ohnehin wäre Niemand im Stande, diese Disciplin vollständig darzulegen, da sie ihrer Natur nach unerschöpflich, wie alles praktische Streben ist. In eine specielle Kalobiotik würde z. B. eine ausführliche kalobiotische Anweisung für die einzelnen bürgerlichen Stände gehören. Ebenso ließe sich eine eigene Kalobiotik für das weibliche Geschlecht denken, dessen Leben von jenem des Mannes so verschieden ist! Hiezu schiene unter den neuern Schrift-

stellerinnen z. B. eine Friderike Bremer vor allen berufen. Regt vorliegende Darstellung im Ganzen nur an, dem Gegenstande als einer eigenen Disciplin die verdiente Aufmerksamkeit zu schenken, oder wohl gar wegen seiner praktischen Wichtigkeit, lebendige Vorträge darüber in Privatcirkeln oder an öffentlichen Lehranstalten zu möglichster Verbreitung der Sache zu halten, gewänne dadurch die Aesthetik, welche bisher nur Kunst-Aesthetik, keine Lebens-Aesthetik ist, an fruchtbarer Ausdehnung; so fände sich der Verfasser reichlich belohnt, so wäre einer seiner Lebenszwecke erfüllt, dem er Opfer gebracht! —

Inhalt.

Seite

Vorwort V

I. Theil.

Auffassende Kalobiotik.

I. Abschnitt.

(Dem Objekte nach.)

1) Kalobiotik, soferne sie das wirkliche (äußere) Leben zum Gegenstande hat 4

2) Kalobiotik, soferne sie das Denkleben (das innere) zum Gegenstande hat 13

Seite

II. Abschnitt.
(Dem Subjekte nach.)

1) Kalobiotik des Individuums 30

a) u. b) der vier Lebensalter und des Geschlechts 30

Das Kind (Knabe und Mädchen.) . . . 30

Die Jugend (Jüngling und Jungfrau.) . 36

Das Alter schöner Reife (der Mann, die Frau.) 41

Das Alter (der Greis, die Greisin.) . . . 49

2) Kalobiotik der Gesellschaft 59

a) Familien-Kalobiotik 60

b) Stände-Kalobiotik 67

c) Staats-Kalobiotik 72

d) Welt-Kalobiotik 79

III. Abschnitt.
(dem Klima nach.)

Der Mensch im Süden und im Norden 83

Ueber die hieraus entspringende Verschiedenheit des Süd- und Nordländers und kurze Beleuchtung, aus diesem Standpunkte, aller einzelnen in den ersten beiden Abschnitten enthaltenen Kapitel 84

Seite

II. Theil.

Gestaltende Kalobiotik.

I. Abschnitt.

(Dem Objekte nach.)

a) Kalobiotik, soferne sie das wirkliche (äußere) Leben zum Gegenstande hat 92

b) Kalobiotik, soferne sie das Denkleben (das innere) zum Gegenstande hat 117

II. Abschnitt.

(Dem Subjekte nach.)

1) Kalobiotik des Individuums 137

a) u. b) der vier Lebensalter und des Geschlechts 137

Das Kind (Knabe und Mädchen.) . . . 137

Die Jugend (Jüngling und Jungfrau.) . 141

Das Alter schöner Reife (der Mann, die Frau.) 143

Das Alter (der Greis, die Greisin.) . . 154

2) Kalobiotik der Gesellschaft 160

a) Familien-Kalobiotik 161

b) Stände-Kalobiotik 165

c) Staats-Kalobiotik 176

d) Welt-Kalobiotik 179

Seite

III. Abschnitt.

(Dem Klima nach.)

Der Mensch im Süden und im Norden 183
Ueber die hieraus entspringende Verschiedenheit des Süd- und Nordländers, und kurze Beleuchtung, aus diesem Standpunkte, aller einzelnen in den ersten beiden Abschnitten enthaltenen Kapitel 184

Kalobiotik.

Kalobiotik.

Kalobiotik ist die Lehre von der Verschönerung des Lebens, d. i. von einer solchen Auffassung und Einrichtung desselben, daß es Vernunft, Phantasie, Gefühl, kurz den ganzen Menschen, sowohl seiner intellektuellen als sinnlichen Natur nach, möglichst harmonisch anspreche.

Kalobiotisch nennen wir demnach dasjenige, was uns die Schönheit des Lebens recht fühlen macht.

Hiernach zerfällt die Kalobiotik:

I. in die auffassende,

II. in gestaltende (einrichtende) Kalobiotik.

Kalobiotisch gestalten heißt: in materiellem Leben solche Combinationen hervorrufen, wodurch wir die Schönheit der Existenz inne werden.

I. Theil.

Auffassende Kalobiotik:

Hat die Aufgabe, eine schöne Ansicht vom Leben gewinnen, d. i. davon schön denken zu lehren. Sie hat zum Gegenstande (object):

a) zunächst das wirkliche Leben, d. i. die ganze Sinnenwelt;

b) das Ideenleben, wohin auch Auffassung alles Wißbaren (scibile) gehört, insofern es schöne Auffassung zuläßt.

I. Abschnitt.

Kalobiotik dem Objecte nach.

1. Kalobiotik, insofern sie das wirkliche (äußere) Leben zum Gegenstande hat.

Schöne Auffassung des wirklichen Lebens oder des Ideenlebens ist Aufgabe aller schönen Künste, welche sie, jede in ihrer eigenthümlichen Sphäre, durch Wort oder Ton, Farbe oder Meißel etc. zu lösen haben. Freilich müssen sie bei dieser Auffassung auch noch idealisiren, d. h. aus den der Wirklichkeit entnommenen Elementen sich ein möglichst schönes Ganzes erdenken. Jene Elemente sind aber, wenn gleich verschönert gedacht, im Grunde doch nur der Wirklichkeit entnommen, es kann daher

auch das daraus gebaute Ganze als Auffassung der Wirklichkeit im weitesten Sinne gelten. So ist z. B. ein Gedicht nichts als die durch Worte gegebene Auffassung von irgend etwas aus dem wirklichen, dem Ideenleben Entnommenen, irgend eines daraus entwickelten schönen Ideenspieles, ein Gemälde, eine Bildsäule, nichts als Aehnliches, bildlich durch Farbe und Meißel dargestellt — eine uns durch schöne Form verständlich gemachte schöne Lebensanschauung. Allein schöne Auffassung des Lebens braucht nicht erst in einem schönen Kunstwerke dargestellt, d. i. durch selbes versinnlicht zu werden, sondern sie kann auch ohne solche Darstellung bloß in unserem Geiste vor sich gehen, d. i. wir brauchen über das wirkliche Leben auch nur schön zu denken, nämlich die Schönheiten, die es bereits an sich trägt, gehörig zu erkennen, aus seinen Eindrücken durch ihre gehörige Reihung, Verknüpfung rc. ein schönes Ideenspiel für uns und Andere oder auch nur für uns zu wecken, um im kalobiotischen Sinne vorzugehen.

Je geläufiger uns dieß wird, desto kalobiotischer gebildet sind wir. Hiezu können die schönen Künste allerdings vorzugsweise beitragen, da sie durch ihre Werke gleichsam in praktischen Beispielen zeigen, wie dieß oder jenes im Leben schön aufzufassen sei. Insofern können wir daher schöne Lebensauffassung an ihnen lernen. Wenn wir einerseits suchen sollen vom Leben überhaupt die möglichst schöne Ansicht zu gewinnen, so darf dieß doch nie unter

Nichtbeachtung seiner natürlichen Schattenseiten oder wohl gar auf Kosten unserer moralischen Pflichten geschehen.

Dieß wäre eine bloß epikureische Ansicht (wie man es im gemeinen Leben nennt), und könnte nur ganz unkalobiotisch genannt werden; sie müßte sich früher oder später, wie alles Unpraktische, Unmoralische nur selbst rächen. Kalobiotik muß vielmehr mit einer richtigen Lebenspraxis, also auch mit der Moral vollkommen im Einklange stehen, um nicht im Gegentheil ein verderbliches Streben zu werden; denn Unmoralität ist nicht Leben fördernd, sondern Leben tödtend, folglich unkalobiotisch. Bloß sinnlicher, der Sittlichkeit zuwiderlaufender Genuß spricht auch nicht den ganzen Menschen an, und bleibt daher auch deßhalb von dem Bereiche der Kalobiotik ausgeschlossen.

Eben hierin unterscheidet sich der Kalobiot vom bloßen bon vivant, welcher Letztere, die beiden genannten Rücksichten außer Acht lassend, bloß dem sinnlichen Genusse leichtfertig nachjagt.

Es giebt im Leben unausweichliches Herbe, ja Elend, was den Kalobioten, wie den Nichtkalobioten trifft; jener wird es aber doch noch leichter ertragen, sich in der Regel bei übrigens gleichen Umständen doch noch leichter wieder aufrichten, als dieser, weil er es verstehen wird, dem Leben so zu sagen wieder mehr labenden Reiz abzugewinnen, als dieser, welcher eine solche Kunst gar nicht kennt, den Reiz ganz übersieht! Auch bleiben so Viele

glücklicher Weise von eigentlichen Unfällen gänzlich verschont, und wissen dennoch nicht das Leben zu genießen, ja verderben es sich oft auf die erfolgreichste Art, weil sie es nicht anzugreifen verstehen. Solchen thut wohl die Kalobiotik fürwahr recht handgreiflich noth!

Zur kalobiotischen Auffassung des Lebens durch Darstellung in schönen Kunstwerken ist nur jener berufen, welcher Künstlertalent besitzt, dagegen ist ein jeder, zwischen mehr und weniger, berufen das Leben nach seiner Art, ohne künstlerische Darstellung schön aufzufassen, denn dieß liegt in der Menschennatur überhaupt, und insofern ist jeder ein Dichter, schreibt er gleich seine Gedichte nicht nieder, und möchten sie auch nicht bei Jedermann dafür gelten! Dieß ist dann gelebte und somit absolute Poesie, durch deren Realisirbarkeit anderseits wieder der faktische Beweis gegen den Verächter aller Poesie hergestellt ist. So wie es eine subjective und objective Poesie giebt, so giebt es auch eine subjective und objective Kalobiotik. Mehr oder minder hat ein jeder seine rein subjective Poesie und Kalobiotik! — Der rein subjective Kalobiot sorgt nur für sich, der objective Kalobiot auch für Andere!

Kalobiotik hätte uns zu lehren aus unserem Leben so viel es seine unvermeidlichen Dissonanzen erlauben, wenigstens annäherungsweise und im Hauptumrisse, ein schönes Ganzes zu gestalten, und hiezu auch, Andern thunlichst behülflich zu sein. Ganz ird uns

dieß nicht gelingen, da wir das Leben nicht nach Gefallen beherrschen können, wie der Künstler seinen Stoff; aber wie gesagt, annäherungsweise können wir es! —

Dieß thun wir auch, indem wir uns Geläufigkeit darin erwerben, in unserem täglichen Leben schnell zu erkennen und herauszufinden, was unsere sinnliche und geistige Natur zugleich anspricht, wobei wir stets finden werden, daß dann Vernunft, Phantasie und Gefühl in Schwingung gerathen.

Jemehr wir uns gewöhnen, das Leben stets soviel als möglich dergestalt als Ganzes aufzufassen, daß es in uns jene drei Vermögen zugleich anspricht, eine desto kalobiotischere Ansicht haben wir davon, und darum ist sie auch vorzugsweise des ganzen Menschen würdig. Der natürlichen Ordnung nach beginnen wir solches zuerst mit einfachen Lebenseindrücken. Daher fängt ein jeder Mensch, ein jedes Volk zuerst mit der sogenannten Naturpoesie d. i. mit der poetischen Schilderung eben jener einfachen Lebenseindrücke an, und fühlt sich erst später, bei wachsender Kultur, gedrängt, diese zu verknüpfen und mit Ideenspiel in Verbindung zu bringen, d. i. zur Kulturpoesie überzugehen. Daher beginnt die Naturpoesie zunächst mit ganz einfachen Stoffen, als z. B. mit Schilderung von Empfindungen bei Sonnen-Auf- und Untergang, auf einem Berge, an die Geliebte, mit Besingung von patriotischen Heldenthaten und

dergleichen, oder schildert idyllisches Hirten-, Fischerleben rc. Ganz so geht der Mensch unbewußt auch kalobiotisch vor, d. i. es werden ihn dieselben einfachen Eindrücke poetisch anregen, ohne daß er diese Stimmung eben in Worte faßt. Jede Poesie kann im weiteren Sinne als geschilderte kalobiotische Lebensauffassung gelten. Allein Kalobiotik im engeren Sinne hat eine eigenthümliche Aufgabe, sie soll nämlich das Ideale mit dem Realen, das Praktische möglichst in einander verweben. Beide in Einklang bringen zu lehren, dieß ist ihre eigenthümliche Sphäre. Der bloße Enthusiast soll durch sie praktischer, der bloße nüchterne Lebenspraktiker dagegen idealer werden, fürwahr keine gleichgültige, sondern wohl eine hochwichtige Tendenz!

Wenn daher der Kalobiot einerseits die Poesie als eine seiner wichtigsten Lehrmeisterinnen anerkennen muß, an deren Werken er nämlich am handgreiflichsten lernen kann, wie das wirkliche Leben schön aufgefaßt werden kann; so hat er anderseits, um seine Aufgabe gehörig zu lösen, stets auch auf die copula zwischen poetischer und praktischer Auffassung des Lebens bedacht zu sein.

Diese darf er nie aus den Augen verlieren. Nur dann verdient er den Namen eines Kalobioten; sonst kann er wohl ein Dichter heißen, läuft aber sehr Gefahr, auch wohl nicht mit Unrecht, ein bloßer Schwärmer genannt zu werden, wenn nämlich seine Phantasien ins Vage und Ungereimte übergehen; denn die Grenzlinie

zwischen den Träumen des Dichters und jenen des Schwärmers ist oft sehr fein, daher leicht überschritten.

So wird der Kalobiot z. B. stets darauf bedacht sein, daß im Kreise seiner Familie, so zu sagen, nie die Flamme des Idealen ganz erlösche, daß ihre Mitglieder stets noch für Anderes Geschmack behalten, als für Geld, Kleiderprunk und Equipagen oder andere derlei Luxusbedürfnisse. Er wird aber auch darauf sehen, daß sie darum ja nicht alle jene materiellen Interessen, Vermehrung des Einkommens, Sparsamkeit im Haushalte, Bequemlichkeiten des Lebens und dergleichen außer Acht lassen, überhaupt eingedenk bleiben, daß der Mensch keineswegs allein vom Idealismus hienieden leben könne, darum aber noch nicht zum bloßen Erwerbsmenschen ohne allen Idealismus, zum bloßen nüchternen Lebenspraktiker herabsinken dürfe.

Tausend und tausendfach ist die schöne Lebensauffassung! Unendlich ist daher auch das Reich der Poesie, und jede Individualität, die sich in ihr versucht, bringt irgend eine eigenthümliche Nüançe poetischer Auffassung mit sich, wenn der Gesang anders wahrhaft aus dem Inneren dringt. Sonach wäre es auch ein lächerlich eitles Streben in Worten angeben zu wollen, worin denn eigentlich die poetische Auffassung des Lebens liege. Ganz dasselbe gilt auch von der Kalobiotik.

Indessen können doch folgende Andeutungen die Natur kalobiotischer Auffassung näher bezeichnen, und als

nützliche Winke darüber dienen, wie es eigentlich damit gemeint sei. Der Trieb zu kalobiotischer Lebens-Auffassung wohnt uns zwar schon von Natur aus inne, denn wer wollte nicht sein Leben möglichst angenehm machen? — Dieß suchen Alle, nur ergreifen sie oft falsche Mittel dazu und suchen es in Falschem. Dieser natürliche Trieb nach Lebensverschönerung ist zum Theil derselbe, welchen Schiller in seinem Aufsatze über ästhetische Erziehung des Menschen den freien Spieltrieb nennt, und von dem er bemerkt, der Mensch, nachdem seine gröberen Bedürfnisse gedeckt sind, begnüge sich allmählig nicht mehr mit dem bloß Nothwendigen, sondern fühlt sich eben durch jenen Trieb gedrängt, zum Angenehmen überzugehen, daher sucht sich z. B.

»der alte Germanier glänzende Thierfelle, prächtigere Geweihe, zierlichere Trinkhörner, die nettesten Muscheln für seine Feste aus. Selbst die Waffen dürfen jetzt nicht mehr bloß Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens sein, und das kunstreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt sein, als des Schwertes tödtende Schneide. Nicht zufrieden, einen ästhetischen Ueberfluß in das Nothwendige zu bringen, reißt sich der freie Spieltrieb endlich ganz von den Fesseln der Nothdurft los, und das Schöne wird für sich allein ein Object seines Strebens. Er schmückt sich. Die freie Lust wird in die Zahl seiner Bedürfnisse aufgenommen, und das Unnöthige ist bald der beste Theil seiner Freuden.«

Eben diesem Triebe nach bloß Angenehmem

folgend, gelangt der Mensch zu kalobiotischer Auffassung des Daseins, wenn er sich anders gewöhnt, nur jenem Angenehmen Gehör zu geben, welches zugleich den Forderungen der Moral nicht zuwider läuft. Dieser Trieb ist es, welcher ihn allmählig sicher zum Zwecke, nämlich zu kalobiotischer Lebensauffassung leiten wird. Nach Verschiedenheit der Zeiten und Verhältnisse der Lebensalter, des Geschlechtes wird wohl die Form dieser Lebensauffassung verschieden, die Sache aber doch immer dieselbe sein.

Eine Haupt-Lehrmeisterinn für Ausübung der Kalobiotik aber bleibt immer die Poesie; obschon man auch ohne vorläufigen Genuß ihrer Werke zur Lebensverschönerung gelangen kann, so ist es doch das Studium der Dichter vorzugsweise, welches, wenn es in kalobiotischer Tendenz vorgenommen wird, schöne Auffassung unseres Lebens erleichtert, vervollkommnet, und jedenfalls den Sinn dafür mächtig weckt. Auch Werke anderer schöner Künste sind hiezu förderlich, aber nicht so unmittelbar. Sind doch die meisten Gedichte im Grunde nichts als Schilderungen kalobiotischer Lebensauffassung! Schildern sie einfache Lebenseindrücke, gehören sie zur Naturpoesie, schildern sie dagegen solche Eindrücke mit Combinationen, Betrachtungen, kurz mit complicirterem Ideenspiele, fallen sie in die Sphäre der Culturpoesie. Eben so giebt es auch eine Natur-Kalobiotik und eine Kultur-Kalobiotik. Ersterer folgen wir, wenn

wir die einfachen Lebenseindrücke schön auffassen. Letzterer, wenn wir unsere Lebensansicht überhaupt, dann auch unser materielles Leben in seiner heutigen socialen Complication zu verschönern streben.

Zur Naturpoesie in diesem Sinne gehört zunächst die lyrische und epische Poesie, insofern sie jene einfachen Lebenseindrücke schildert, und das ihnen eigenthümlich inwohnende absolute Schöne hervorhebt. So hätte auch die auffassende Naturkalobiotik bloß mit schöner Auffassung solcher einfachen Eindrücke zu thun, nur mit dem Unterschiede, daß dieselbe nicht erst wie die Poesie in Worten schildert, sondern das im Leben vorkommende Kalobiotische als ein schönes Erlebniß erkennt. Kulturkalobiotik hätte dagegen das ganze Leben in allen seinen zusammengesetzten Erscheinungen zum Gegenstande.

2. Kalobiotik, insofern sie das Ideenleben (das Denkleben) zum Gegenstande hat.

Was bereits bei Besprechung der Naturkalobiotik bemerkt wurde, nämlich, daß schöne Lebensauffassung ins Unendliche gehe, das gilt noch mehr von der Kulturkalobiotik. Alles, was wir denken, fühlen, was unsere Phantasie uns malt, gehört dahin, das gesammte Ideenleben des Menschen, es werde durch einfache Lebenseindrücke oder durch die in ihm entstandene Gedanken = Combination angeregt.

Unseren bisher aufgestellten Grundsätzen gemäß, rufen wir daher dem minder Gebildeten zu: »Strebe vom Leben

angenehm«, dem Gebildeten hingegen: »strebe vom Leben schön zu denken, d. i. sei auffassender Kalobiot! Beide werden diesen Aufruf, wenn sie ihn gehörig beherzigen, immer mehr verstehen und würdigen lernen, und der minder Gebildete wird in dem Maaße, als er an Bildung zuzunehmen beginnt, das Bedürfniß fühlen, in dem Angenehmen, was er sucht, zugleich auch Genuß und Befriedigung für seinen Verstand und für sein (moralisches) Gefühl zu finden, d. i. allmählig Schönes suchen.

Eine solche Aufgabe verfolgen wir, wenn wir so viel als thunlich streben, allen Dingen, worüber wir denken, die schöne Seite abzugewinnen. Oft wird uns dieß nicht gelingen, aber viel öfter, als wir bei unserer gewöhnlichen gleichgültigen Stimmung glauben, und als wir außerdem angestrebt hätten, wären wir darauf nicht besonders aufmerksam.

Geben wir im täglichen Leben auf den gewöhnlichen Sprachgebrauch Acht, so finden wir, daß, wenn die Leute etwas interessant nennen, sie damit im Grunde nichts anders sagen wollen, als, daß es poetisch, daß es schön sei, d. i. sie fühlen in diesem Dinge das poetische Geäder, welches darin pulst. Daher heißt es in dem Abschnitte über Poesie (Bronn's Kalob. 2. Th.):

»Wer in seinem Fache Großes schafft, bei dem werden wir am Ende stets bemerken, daß er gewissermaßen eine großartige, begeisternde poetische (schöne) Ansicht von seiner

Aufgabe hatte. Eine solche Ansicht davon braucht nicht etwa bloß der Künstler, um Großes zu leisten, sondern Jeder, der in was immer für einem Fache Gleiches übt, Bedeutendes zu Tage fördern will, sei er Arzt, Rechtsgelehrter, Mechaniker, Staatsmann, Kaufmann oder Feldherr. Wäre wohl Napoleon einst Napoleon geworden, ohne eine erhebende Ansicht von seinem Wirken und Ziel?«

Als Basis aller kalob. Auffassung, zumal des heutigen civilisirten, somit auch intellectuellen Lebens, muß bei Jedermann eine gesunde Lebensphilosophie dienen, die sich jeder Verständige, bewußt oder unbewußt, bildet, und wobei auch das Horazische »fugit hora, carpe diem, leitender Grundsatz bleiben soll. Als ein sehr gelungener Versuch einer solchen Lebensphilosophie kann z. B. das Werkchen betitelt: »Kunst, glücklich zu sein«, gelten. Aus dem Französischen des Droz übersetzt und neu bearbeitet von Blumröder. (Ilmenau 1826, bei Voigt). Denn wahr möchte wohl Göthe's Aeußerung sein,

»daß alle wirklich klugen Menschen, mehr oder weniger, zärter oder gröber, darauf kommen und bestehen: daß der Moment Alles sei, und der Vorzug eines vernünftigen Menschen darin bestehe: sich so zu betragen, daß sein Leben, insofern es von ihm abhängt, die möglichste Masse von vernünftigen glücklichen Momenten enthalte«.

Beherzigen wir wohl diese aus der Lebenspraxis eines Meisters geschöpften Worte!

Viele pflegen bloß in der Vergangenheit zu leben,

wie man es oft unter älteren Männern findet, Viele bloß in der Zukunft, wie Jünglinge, Viele bloß in einer erträumten Welt, wie Stubengelehrte, Dichter, Maler u. s. w., und schätzen die Gegenwart viel zu gering. Wahre Lebensphilosophie möchte darin liegen, unter gehöriger Schätzung von Vergangenheit, Zukunft und des Idealen, den Moment, die Gegenwart zu würdigen, ihre Wichtigkeit zu erkennen, die auch von Gott kommt, wie Alles Andere! Darin möchte das nie genug zu beherzigende Geheimniß echter Lebensphilosophie liegen, darin auch das Geheimniß echter Poesie, echter Kalobiotik! Nur von diesem Standpunkte ausgehend kann Letztere gedeihen! Sonst ist sie bodenloses, oft verderbliches Streben. Dagegen heißt vernünftigen Lebensgenuß suchen, fürwahr noch lange nicht Epikuräer im üblen Sinne des Wortes sein, es ist vielmehr Zweck unseres irdischen Daseins, somit auch Pflicht. Solchen Genuß nun finden wir sowohl im materiellen, als im Ideenleben. So zu sagen als Blüthe des Ideenlebens ist Poesie zu betrachten. Sie kann keine echte sein, sobald sie mit einer richtigen Lebensphilosophie nicht im Einklange steht, und ist im Grunde nichts, als höchste Lebensauffassung mit unserem ganzen Inneren! Insofern sie uns daher zur möglichsten Verschönung unserer Ansichten über das ganze Dasein des Menschen verhilft, ist sie die höchste Potenz auffassender Kalobiotik!

An ihrer Hand, vorausgesetzt, daß sie nicht in Schwärmerei, d. i. in unrichtige, mit dem wirklichen Leben nicht im Einklang stehende Schein-Poesie ausartet, gelangen wir allmählig dahin, auch im täglichen Leben den Dingen ihre schöne Seite abzugewinnen, ohne vorläufig erst durch ein Gedicht darauf aufmerksam gemacht zu werden, d. h. wir bilden unsern angebornen Sinn für poetische Lebensauffassung immer mehr aus, oder wir werden immer mehr auffassende Kalobioten.

Zunächst fällt freilich in die Sphäre der Kalobiotik jene Poesie, welche uns das Schöne unseres täglichen Lebens fühlen macht, wie z. B. unter deutschen Dichterwerken, Louise von Voß, Kosegartens Idylle, worin er sein häusliches Leben als Landpfarrer auf der Insel Rügen schildert, Iffland's Jäger, die meisten Romane von August Lafontaine als Familiengemälde, und um von neuesten Werken auch fremder Literaturen zu reden, viele Romane von Friederike Bremer, kürzlich aus dem Schwedischen ins Deutsche übersetzt, zumal jener unter dem Titel »das Haus« eine meisterhafte, höchst poetische und dennoch rein aus der Wirklichkeit gegriffene Schilderung edlen Familienlebens.

Dieß gilt von einzelnen abgeschlossenen Dichterwerken. Es giebt aber auch Dichter, deren sämmtliche Schriften, zwischen mehr oder weniger, zunächst kalobiotisch sind, wie z. B. jene Göthe's, von dem erst kürzlich wieder Riemer in seinem neuen Werke als Hauptstreben dieses

großen Dichters bezeichnet: Die Wirklichkeit in Poesie zu verwandeln. Heißt nun dies nicht im Grunde mit anderen Worten auffassende Kalobiotik üben? So kennen wir einen Verehrer Göthe's, der schon seit langen Jahren als Siegel jenes Dichters Bildniß mit der griechischen Ueberschrift führt: »*ΚΑΛΩΣ ΖΗΙΝ* schön leben.« Einzelnes aus Göthe's Werken beispielweise herausgenommen, wird die Sache anschaulicher machen; nehmen wir hierzu gleich folgende zwei Briefe seiner italienischen Reise:

Neapel, Sonnabend, den 2. Juni 1787.

Und so hätte ich auch diesen schönen Tag zwar mit vorzüglichen Personen vergnüglich und nützlich, aber doch ganz gegen meine Absichten und mit schwerem Herzen zugebracht. Sehnsuchtsvoll blickte ich nach dem Dampfe, der, den Berg herab langsam nach dem Meer ziehend, den Weg bezeichnete, welchen die Lava stündlich nahm. Auch der Abend sollte nicht frei sein. Ich hatte versprochen, die Herzogin von Giovine zu besuchen, die auf dem Schlosse wohnte, wo man mich denn, viele Stufen hinauf, durch manche Gänge wandern ließ, deren oberste verengt waren durch Kisten, Schränke und alles Mißfällige eines Hof-Garderobe-Wesens. Ich fand in einem großen und hohen Zimmer, das keine sonderliche Aussicht hatte, eine wohlgestaltete junge Dame von sehr zarter und sittlicher Unterhaltung. Als einer gebornen Deutschen war ihr nicht unbekannt, wie sich unsere Literatur zu einer freieren, weit umherblickenden Humanität gebildet, Herder's Bemühungen, und was ihnen ähnelte, schätzte sie vorzüglich, auch Garven's reiner Verstand hatte ihr auf's Innigste zugesagt. Mit den deutschen

Schriftstellerinnen suchte sie gleichen Schritt zu halten, und es ließ sich wohl bemerken, daß es ihr Wunsch sei, eine geübte und belobte Feder zu führen. Dahin bezogen sich ihre Gespräche und verriethen zugleich die Absicht, auf die Töchter des höchsten Standes zu wirken; ein solches Gespräch kennt keine Gränzen. Die Dämmerung war schon eingebrochen, und man hatte noch keine Kerzen gebracht. Wir gingen im Zimmer auf und ab, und sie, einer durch Läden verschlossenen Fensterseite sich nähernd, stieß einen Laden auf, und ich erblickte, was man in seinem Leben nur einmal sieht. That sie es absichtlich, mich zu überraschen, so erreichte sie ihren Zweck vollkommen. Wir standen an einem Fenster des oberen Geschosses, der Vesuv gerade vor uns; die herabfließende Lava, deren Flamme bei längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch schon zu vergolden anfing; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure, feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluthen und glühenden Dünsten, übrigens Meer und Erde, Fels und Wachsthum deutlich in der Abenddämmerung, klar friedlich, in einer zauberhaften Ruhe. Dies Alles mit einem Blick zu übersehen und den hinter dem Bergrücken hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderbarsten Bildes zu schauen, mußte wohl Erstaunen erregen.

Dieß Alles konnte von diesem Standpunkte das Auge mit einmal fassen, und wenn es auch die einzelnen Gegenstände zu mustern nicht im Stande war, so verlor es doch niemals den Eindruck des großen Ganzen. War unser Gespräch durch dieses Schauspiel unterbrochen, so nahm es eine desto gemüthlichere Wendung. Wir hatten nun einen

Text vor uns, welchen Jahrtausende zu commentiren nicht hinreichen. Jemehr die Nacht wuchs, desto mehr schien die Gegend an Klarheit zu gewinnen; der Mond leuchtete wie eine zweite Sonne; die Säulen des Rauchs, dessen Streifen und Massen durchleuchtet bis ins Einzelne deutlich, ja man glaubte mit halb weg bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsklumpen auf der Nacht des Kegelberges zu unterscheiden. Meine Wirthin, so will ich sie nennen, weil mir nicht leicht ein köstlicheres Abendmahl zubereitet war, ließ die Kerzen an die Gegenseite des Zimmers stellen, und die schöne Frau, vom Monde beleuchtet, als Vordergrund dieses unglaublichen Bildes, schien mir immer schöner zu werden, ja ihre Lieblichkeit vermehrte sich besonders dadurch, daß ich in diesem südlichen Paradiese eine sehr angenehme deutsche Mundart vernahm. Ich vergaß, wie spät es war, so daß sie mich zuletzt aufmerksam machte: sie müsse mich, wiewohl ungerne entlassen, die Stunde nahe schon, wo ihre Galerien klostermäßig verschlossen würden. Und so schied ich zaudernd von der Ferne und von der Nähe, mein Geschick segnend, das mich für die widerwillige Artigkeit des Tages noch schön am Abend belohnt hatte. Unter den freien Himmel gelangt, sagte ich mir vor: daß ich in der Nähe dieser größeren Lava doch nur die Wiederholung jener kleineren würde gesehen haben, und daß mir ein solcher Ueberblick, ein solcher Abschied aus Neapel nicht anders als auf diese Weise hätte werden können. Anstatt nach Hause zu gehen, richtete ich meine Schritte nach dem Molo, um das große Schauspiel mit einem anderen Vordergrunde zu sehen; aber ich weiß nicht, ob die Ermüdung nach einem so reichen Tage, oder ein Gefühl, das man das letzte schöne Bild nicht verwischen müsse, mich wieder nach Moriconi zurückzog, wo ich denn auch Kniepen fand,

der aus seinem neu bezognen Quartier mir einen Abendbesuch abstattete. Bei einer Flasche Wein besprachen wir unsere künftigen Verhältnisse; ich konnte ihm zusagen, daß er, sobald ich etwas von seinen Arbeiten in Deutschland vorzeigen könne, gewiß dem trefflichen Herzog Ernst von Gotha empfohlen sein und von dort Bestellungen erhalten würde. Und so schieden wir mit herzlicher Freude, mit sicherer Aussicht künftiger, wechselseitig wirkender Thätigkeit.

Welch' ein meisterhaftes Gemälde kalobiotischer Auffassung! Eine schöne Frau im Mondlicht als Vordergrund, als Hintergrund das offene Fenster mit der paradiesischen Aussicht auf Neapels Golf und Gegend bei Nacht, darüber der Vesuv mit seinem Flammenmeer, und hoch über Allem der Mond, wie im Norden oft die Sonne leuchtend. Wieviel aufmerksamer, würdiger Sinn für fremdes Streben, fremde Vorzüge für Liebe, heimathliche Erinnerungen, für Thätigkeit Anderer, für den Maler Kniep — ihm durch Fürsprache und Verwendung praktisch zu nützen. Alle einzelnen charakteristischen Züge jenes Gemäldes so aufzufassen, zu würdigen, muß man wohl Kalobiot sein!

Wer möchte in ähnlicher Lebenssituation sich nicht eines solchen Gemäldes, seiner einzelnen Züge erinnern und gleichsam darnach genießen lernen! Freilich hätte so Mancher an Göthe's Stelle nur die hübsche Frau gesehen, was noch verzeihlich wäre, oder gar nur seine

Aufmerksamkeit auf das gute Abendessen beschränkt, allenfalls auch flüchtig auf die Nachtgegend hinausgeblickt, oder etwa der Frau vom Hause einige Dutzend Artigkeiten über ihren Anzug, über ihre hübsche Hand gesagt, und sich dann bei Zeiten genug entfernt, um dem Diener für das Herableuchten, oder dem Portier für das Aufsperren des Schloßthores nicht etwas geben zu müssen, ohne aber sonst weiter an das Ganze zu denken! Wieviel Andere dagegen möchten nicht in jener Lage ohngefähr dasselbe gedacht oder gefühlt haben, wie Göthe, ohne eben die Gabe zu besitzen, es so in Worten zu schildern. Hierin eben der Unterschied zwischen dem Kalobioten und dem Dichter.

Neapel, Sonntag, den 3. Juni 1787.
Dreieinigkeitsfest.

Und so fuhr ich denn durch das unendliche Leben dieser unvergleichlichen Stadt, die ich wahrscheinlich nicht wieder sehen sollte, halb betäubt hinaus; vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter mir blieb. Ich dachte an den guten Kniep, und gelobte ihm auch in der Ferne meine beste Vorsorge. An den äußersten Polizeischranken der Vorstadt störte mich einen Augenblick ein Marqueur, der mir freundlich ins Gesicht sah, aber schnell wieder hinwegsprang. Die Zollmänner waren noch nicht mit dem Vetturin fertig geworden, als aus der Kaffeebudenthüre, die größte chinesische Tasse voll schwarzen Kaffee auf einem Präsentirteller tragend, Kniep heraustrat. Er nahte sich dem Wagenschlag langsam mit einem Ernst, der, vom Herzen gehend, ihn sehr gut kleidete.

Ich war erstaunt und gerührt, eine solche erkenntliche Aufmerksamkeit hat nicht ihres Gleichen. Sie haben, sagte er, mir so viel Liebes und Gutes, auf mein ganzes Leben Wirksames erzeigt, daß ich Ihnen hier ein Gleichniß anbieten möchte, was ich Ihnen verdanke. Da ich in solchen Gelegenheiten ohnehin keine Sprache habe, so brachte ich nur sehr lakonisch vor: »daß er durch seine Thätigkeit mich schon zum Schuldner gemacht und durch Benutzung und Bearbeitung unserer gemeinsamen Schätze mich noch immer mehr verbinden werde«.

Wir schieden, wie Personen selten von einander scheiden, die sich zufällig auf kurze Zeit verbunden. Vielleicht hätte man viel mehr Dank und Vortheil vom Leben, wenn man sich wechselweise gerade herausspräche, was man von einander erwartet. Ist das geleistet, so sind beide Theile zufrieden, und das Gemüthliche, was das erste und letzte von allem ist, erscheint als reine Zugabe.

Wie lebenschmückend muß nicht dieser herzliche Zug des Malers Kniep und seine ebenso herzliche Aufnahme von Seite Göthe's genannt werden. Es ist ein Brief ganz anderer Art, als der vorige, er schlägt ganz andere kalobiotische Saiten an, und verdient in unserer Tendenz gewiß nicht minder Betrachtung. Wie praktisch richtig ist nicht die Bemerkung im letzten Brief, daß Offenheit am Ende noch am besten zum Zweck führe. Wählt man anders hiezu nur die wahre Form, wird man die Wahrheit dieser Bemerkung sicherlich bestätigt finden. So manchen lästigen Umschweif, der uns das

Leben verbittert, könnte man sich durch Befolgung jener Lebensregel ersparen, und thut es nicht. Wie unkalobiotisch ist dieß? — So wie es im Französischen heißt: „La vie est trop courte pour se gener," eben so könnte man auch sagen: „La vie est trop courte pour se la gater."

Uebrigens bedarf es nicht erst eines Dichters wie Göthe, zu derlei kalobiotischen Auffassungen. Jedermann vermag ja, wenn er aufmerksam ist, ein Aehnliches im Leben. Als Beleg hiezu mag hier noch folgender Brief eines bloßen Bekenners der Kalobiotik an seinen Freund stehen, eine rein zufällige Mittheilung, bei der Schreiber, weit entfernt als Dichter gelten zu wollen, nur beabsichtigte, dem Freunde eine eben genossene Lebensscene zu schildern.

Vom Genfersee, den 28. Juli 1837.

Neulich erlebte ich einen hübschen Moment bei L— — nach Tische. Ich speiste nämlich dort, dann gingen wir gegen Abend im Garten des Landhauses hart am See spazieren, während über seinem Wasserspiegel gegen Chillon hin — dem aus Byron so wohlbekannten Schlosse — ein schweres Gewitter am Himmel stand. Die Frau vom Hause ging im Gespräche auf und nieder, und brach während desselben mehrere Blumen verschiedener Art ab. Da fiel ihr plötzlich ein, Jedem aus der Gesellschaft einen solchen Blumenkelch mit der Aufforderung zu geben, ihn in die Fluthen des schon etwas stürmischen Sees zu werfen, um zu sehen, wessen Blume ein gewisses Ziel im Wasser, vom Winde getrieben, erreichen werde. Dem Eigenthümer

der zuerst angelangten Blume sollte zuerst etwas angenehmes begegnen. Unangenehmes wollte sie dem Anlangen der Blume durchaus nichts unterlegen, denn sie bemerkte, dergleichen Befragungen an den Zufall seien ihr selbst bei bloßen Blumenorakeln verhaßt!

Während sich so die übrige Gesellschaft mit Beobachtung der schwimmenden Blumen unterhielt, setzte sich die Frau vom Hause auf einen sandsteinernen Tisch in der Gartenecke überm See. Ich bemerkte ihr, wie angenehm kühl die Steinplatte bei dieser Schwüle der Luft sein möge. Die anmuthige Wirthin fand es auch, und wußte sich auf jenem Tischblatte mit so viel züchtigem, weiblichem Anstande zu legen, daß sie wie hingegoßen erschien, fürwahr keine leichte Aufgabe, ohne gerade zu frech auszusehen. Die steinerne Tischplatte ward dabei von ihren Lippen berührt und von ihren Armen zur Kühlung umfangen, wie jene Marmorsäule in Müllners Albaneserin, ich weiß nicht mehr von wem, umfaßt wird. Indessen nahm das Gewitter zu, die Frau vom Hause setzte sich auf, und wußte mir, halb im Scherz halb im Ernst, mit aller geselligen Leichtigkeit wie zufällig improvisirt eine Menge Stellen aus französischen und englischen Dichtern über Gewitter, ja selbst aus Uebersetzungen Goethes im Nu herzusagen, wobei ich sie auch an jenes Lied des Gondelier aus Rossinis Othello erinnerte, wo der Schiffer unterm Fenster während des Sturmes — ich glaube gar aus Dante — singt:

„Non v' è maggior dolore
che ricordarsi
de' tempi felici
nella miseria!“

Es standen ihr dabei die Thränen in den Augen, welche von den Blitzen des fortdauernden Gewitters erleuchtet,

wie Feuerthränen zitterten, wie sich denn überhaupt in jenem Momente ihre nun schon verblühte schöne Gesichtsbildung wieder für einen Augenblick bis zur Jugend belebte. Solche Augenblicke sind wohl poetische Oasen im Leben!

Dergleichen Schilderungen ohne sonderliche poetische Zuthat, findet man, wenn man im täglichen Leben aufmerksam ist, weit öfter, als man glaubte, denn sie sind nichts, als geradezu einfache Beschreibungen wirklich erlebter schöner Momente, also nichts als kalobiotische Auffassungen. Indem wir uns gewöhnen, auf Aehnliches im Leben, dann auf Poesie gehörig aufmerksam zu sein, erziehen wir unsern angebornen Sinn für Kalobiotik immer mehr und mehr. So gewöhnen wir uns auch allmählig selbst das, was im Leben bloß Verstand, bloß Gefühl oder bloß Pfantasie beschäftigt, in einer Art Verbindung zu denken, wodurch eben unser irdisches Dasein, mehr als Ganzes betrachtet, an Schönheit gewinnt; denn erlebtes Unangenehme trübt das Gemälde wenig, weil Natur den Menschen so schuf, daß er für Schmerzliches, wenn es vorüber ist, weniger Gedächtniß behält, als für durchlebtes Freudige, ja überstandenes Herbe gewährt ihm sogar oft eine Art Behagen, durch das Bewußtsein es eben überstanden zu haben. Fingerzeig genug, daß es die Schöpferinn der Dinge schon vom Ursprunge her mit uns wohl gemeint, nur muß der ästhetische Glückseligkeitstrieb in uns genährt, und das Gedächtniß für erlebtes Schöne beharrlich

eübt werden. Schon das bloße Streben nach Lebensverschönerung ist Genuß, vollends erst die, wenn auch nur approximative Lösung der Aufgabe! daher treibt oder sollte wenigstens ein Jeder zumal auffassende Kalobiotik zu seinem eigenen Nutzen und Vergnügen treiben; wenn dies Mode würde, wohin es einmal auch kommen dürfte, welch eine erquickende, wohlthätige Mode!

Die ganze schöne Literatur aller Zeiten und Völker müßte allmählig in kalobiotischer Tendenz gleichsam einer neuen Revision unterzogen werden. Als äußerste Marken aller Kalobiotik und Poesie auf Erden möchten Ansichten über Unsterblichkeit zu betrachten sein, wie sie z. B. Tiedge in seiner Urania poetisch, und neuerlich Nürnberger in seinem Still-Leben mehr auf dem Verstandeswege entwickelt. Höher kann sie sich nämlich nicht schwingen, als zu solchen Ansichten, und alle Poesie paßte eigentlich darunter, wie unter einen Glassturz! Aber selbst bei der Religion, dem Höchsten des Menschen, wird auf Schönheit Bedacht genommen, d. i. auch auf seine höhere Sinnlichkeit. Darum sagt z. B. Lessing:

»Nur die nicht verstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt?«

Wie sehr trifft dies nicht beim Katholicismus ein? Kein Kultus dürfte je in dem Maaße weckend, befruchtend auf die schönen Künste eingewirkt haben, als der

christkatholische! Verdanken wir nicht ihm an Kunstschöpfungen z. B. in der Musik jene eines Palestrina, Pergolese, Haydn, Mozart für gottesdienstliche Zwecke, in der Malerei die unsterblichen Werke eines Michel Angello, Raphael, Correggio u. s. w. An bildlichen Darstellungen eines Christus, einer Madonna mit dem Jesuskinde — jener Apotheose der Mutterliebe — haben die Künstler unerschöpfliche Themas, an denen sie sich seit Jahrhunderten versuchen — und noch Jahrhunderte hindurch lahm malen können! Ewig läßt sich ihnen irgend etwas Neues abgewinnen, wie jedem Unendlichen. Das fühlen wohl auch Künstler, die sonst würden sich nach so vielen tausend und tausend Behandlungen jener heiligen Themas nicht immer wieder aufs neue daran versuchen! Dieß der handgreiflichste Beweis für unsere Behauptung!

Zum Schlusse dieses Absatzes nur noch ein Wort über das Komische in seiner kalobiotischen Wirkung. Zur Vollständigkeit des großen harmonischen Tongemäldes, welches wir aus unserem Leben zu gestalten suchen sollen, dürfen die Töne des Komischen gewiß nicht fehlen. Wer hätte seine aufheiternde, erwärmende Wirkung auf unser ganzes Wesen nicht schon an sich selbst erfahren? Es liefert Streiflichter, die jenem Gemälde sicher hohen Reiz gewähren, und gehört allerdings mit zu einem vollständigen Lebensgenuß, wie komische Dichtung unstreitig ins Feld der Poesie gehört! —

Auf dieses tiefe Grundbedürfniß des Menschen zu la-

chen, weist auch das Bestehen sowohl von hochkomischen Dichtungen, als von komischen Volksbühnen, Volksdichtungen, deutlich hin. Artet es nur nicht in krankhafte Geläufigkeit und Sucht aus, alles ins Lächerliche zu ziehen, wie es an der heutigen sogenannten forcirten Judenliteratur häufig bemerkbar wird, um dabei seinen Witz erglänzen zu machen, sondern bleibt es in seinen natürlichen Schranken, so ist das Komische von höchst erwünschter kalobiotischer Wirkung, indem echte Aufheiterung des Innern gesund erhält und die Empfänglichkeit für schöne Auffassung und Gestaltung des Lebens steigert, somit im Interesse der Kalobiotik liegt. Dies gilt sowohl vom eigentlich Komischen, als vom sogenannten Humor, der im Grunde nur schillernde Mischung von Scherz und Ernst ist.

II. Abschnitt.

Kalobiotik dem Subjecte nach.

1. Kalobiotik des Individuums.

a) und b) Kalobiotik der 4 Lebensalter und des Geschlechtes,

Das Kind.

(Knabe und Mädchen.)

Dumpfes Ahnen von Einzelnheiten der kaum begonnenen Erdenexistenz, genährt durch Eindrücke, wie sie eben die nächsten Umgebungen bringen und das Vergnügen an solchen Eindrücken möchte ohngefähr die Lebenspoesie des Kindes, somit auch seine auffassende Kalobiotik sein, da es übrigens nur noch mehr physisch existirt. Je älter es wird, desto heller wird allmählig das Bewußtsein seines Ichs, desto klarer werden die Eindrücke, welche auf die Kindesseele bildend einwirken nnd desto lebhafter ist ihre Einwirkung. Hier beginnt schon die Erziehung des Kindes, denn Niemand wird die Macht der ersten Eindrücke auf Kinder läugnen; sie ver-

mögen oft die Hauptrichtung fürs ganze Erdendasein zu geben. Daraus wird ihre hohe Wichtigkeit einleuchtend und die hohe Wichtigkeit des Amtes der Mutter, welcher die Erziehung der Kinderseele eben in diesem so entscheidenden Momente zunächst allein anvertraut ist! Eine in allen Erziehungsschriften sattsam besprochene, aber doch noch nicht gehörig beherzigte und von ihrer rechten Seite gewürdigte Wahrheit! Bei der Bildsamkeit der Kinderseele in der ersten Phase seiner Entwickelung hängt es demnach so sehr von der Mutter ab, dem neugebornen Erdenpilger Sinn für Schönes einzuflößen, (so wie sie ihn Böses und Häßliches lehren kann) und es so mit der schönsten Mitgift für's ganze Leben, dem besten Mithridat gegen jeden Lebensüberdruß auszustatten, daher mag auch wohl der Ausdruck kommen: »Etwas mit der Muttermilch einsaugen.«

In Erziehungsschriften findet man diesen Punkt umständlich besprochen, wohin er zunächst gehört, und Schiller sagt vom Kinde:

»Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldenen Morgen.«

Gleich in der ersten Kindheit ist der Unterschied in der Seelenrichtung zwischen Knaben und Mädchen beinahe null. Beide finden z. B. an denselben Spielen Geschmack, beide lieben, wenn sie gut geartet sind, Vater, Mutter, Geschwister, Freunde und Wohlthäter auf dieselbe Weise.

Erst bei etwas mehr Entwickelung des Kindes, wenn das Bewußtsein als Erdenpilger allmählig wächst, erwacht in geistiger Beziehung der Geschlechtsunterschied. Der Geschmack des Knaben fängt an, sich von jenem des Mädchens zu trennen.

Ein jedes findet nun in anderen Spielen und Beschäftigungen Vergnügen, beginnt das Leben anders aufzufassen, woraus sich allmälig eine andere Poesie der Lebensauffassung, eine andere Kalobiotik für den Knaben, eine andere für das Mädchen entwickelt, ohne daß darum noch das Gefühl eigentlicher Geschlechtsliebe erwacht wäre. Der Knabe kommt unter männliche, das Mädchen unter weibliche Aufsicht. Beide erhalten daher ganz verschiedene Erziehung, Eindrücke, Spiele u. s. w. Die Schule, Umgang mit anderen Knaben beginnen ihre Wirkung auf den ersteren, so wie das Beispiel von Männern, welche ihm als Muster der Nacheiferung angedeutet werden. Das Mädchen verbleibt zunächst im häuslichen Kreise, wird zur Eingezogenheit, zur Sittsamkeit angehalten, es werden ihm als Beispiele der Nachahmung vorzügliche weibliche Individualitäten anempfohlen, und sein Ideal wird so allmählig eine geachtete, geliebte Hausfrau, oder in der sogenannten höheren Welt, eine liebens- und achtungswürdige Dame, wobei freilich Schönheit in den Augen des Kindes, zu gehöriger Ausschmückung seines Ideals nicht wegbleiben darf; denn schon im Kindesalter regt sich bei dem schö-

nen Geschlechte ein wohl natürlicher Trieb zu gefallen. Bisweilen zeigt sich immerhin auch bei dem kleinen Mädchen Lust zu hüpfen, zu laufen, zu springen, wie bei dem Knaben, jedoch seltener, im geringeren Grade, und es stellt sich bei ihr bald wieder ein Verlangen nach Ruhe ein, zu der sie bei der Zartheit ihres Körperbaues wohl mehr angewiesen ist. Daher sind auch ihre Spiele ruhigerer Art, die Puppe aus- und ankleiden, die Haushälterin, eine Visiten machende Dame spielen und dergleichen erheischt wenig oder gar keine Bewegung, während bei Spielen der Knaben in der Regel Lärm, Bewegung aller Art, Toben und Spektakel nicht ausbleiben dürfen, um ihnen Unterhaltung zu gewähren. Eben darum, weil ihnen Stille zuwider ist, meiden sie gewöhnlich auch jede Gesellschaft von Mädchen, fliehen das Gynaikeion des Hauses, und suchen wo möglich das Freie, um sich dort nach Herzenslust herum zu tummeln. So ist dem Knaben sein Soldatenspiel das, was dem Mädchen das Spiel mit der Puppe ist, und selten sieht man diese zu ihrer Unterhaltung, nach Gewehr oder Säbel greifen, vor denen sie sich meist fürchtet, nie dagegen den Knaben zur Erholung seine Zuflucht zur Puppe nehmen, welche ihn nur anwidert. Rohe Kraftübung wird allmählig des Knaben, Grazie des Mädchens Bestreben, und jedes setzt seinen Ehrgeiz in das Angestrebte! Begegnen sich im Kindesalter die beiden Geschlechter irgendwo anders, als z. B. auf Kinderbällen, wo sie zu strenge überwacht wer-

den, so setzt es gewöhnlich Scenen von Kraftübermuth, von Rohheit des Knaben gegen das schwache Mädchen. Daher fürchten sich kleine Mädchen gewöhnlich auch mit Knaben zusammen zu kommen, von denen sie gewöhnlich nur geschlagen, umhergestoßen und als Schwächere mit einer Art Geringschätzung behandelt werden, obschon sie bisweilen an einem gewissen Gefühl von eigener Ohnmacht gegen die Kraftüberlegenheit des Knaben, so zu sagen ein *weibliches* Vergnügen empfinden. Tief aus dem Unterschied zwischen der Natur des Knaben und jener des Mädchens ist daher z. B. der Zug in Göthes Erzählung »*Die Nachbarkinder*« geschöpft, wo das Mädchen ein besonderes Vergnügen darin findet, sich von dem an Kraft überlegenen Knaben gewaltsam die Hände auf den Rücken binden zu lassen. Geschähe dies einem schwachen *Knaben*, wie ganz anders würde er hierbei empfinden, fürwahr kein Vergnügen, sondern nur Schmerz und Erbitterung der Ohnmacht gegen den Ueberwältiger. Man halte jenen Zug ja nicht für gleichgültig oder etwa gar bloß für läppisch. Er deutet symbolisch die eigentliche Natur des männlichen und weiblichen Wesens an, wie sie sich beide später entfalten, denn das Weib will und sucht bei dem Manne eine Kraftüberlegenheit, der Mann bei dem Weibe eine Abhängigkeit von ihm und nur das Vorhandensein der gesuchten Eigenschaften bei jedem der Beiden begründet ihr volles Wohlgefallen an einander. Natürlich müssen alle diese kleineren und größeren Züge,

wodurch sich der Unterschied zwischen dem Wesen des Knaben und jenem des Mädchens so merkbar herausstellt, auch der beginnenden Art von Lebensauffassung Beider, ihrer auffassenden Kalobiotik, ein ganz verschiedenes Gepräge geben, d. h. ein jedes hat seine eigene Poesie, und nur in wenigen Dingen wird diese Poesie beiden gemeinschaftlich sein. Diese Kinderpoesie findet sich z. B. in den sogenannten »Jugendfreunden« und anderen Jugendschriften zerstreut, worin gewöhnlich, obschon mit Moral und anderem Belehrenden versetzt, in Prosa oder Versen ausgesprochen vorkömmt, was ein Kind ohngefähr Poetisches fühlen mag, was seine auffassende Kalobiotik abgiebt.

Meist sind solche Schriften, deren Zahl Legion ist, für Kinder überhaupt, Knaben oder Mädchen berechnet. Es giebt aber, zumal in neuester Zeit, auch bloß für Mädchen berechnete Jugendschriften z. B. in Paris: »Le journal des demoiselles,«

Unsere Jugendpoesie beginnt schon mit dem Wiegenliede, schreitet vor mit dem Kindermährchen; bis hierher ist sie beiden Geschlechtern gemein. Knaben wie Mädchen setzen sich Abends gerne um Großmutter und Wärterin und lassen sich von Riesen, Zwergen, von Drachen und Feen u. d. g. erzählen; erst später entwikkelt sich daraus, was in den Jugendschriften niedergelegt ist, eine Knaben- und Mädchenpoesie, unter de-

ren Einwirkung der Knabe zum Jüngling, das Mädchen zur Jungfrau heranblüht.

Die Jugend.

(Jüngling und Jungfrau.)

Am leichtesten ist es der auffassenden Kalobiotik an diesem Lebensalter — der eigentlichen Morgenröthe des Erdendaseins — das Schöne, das Poetische zu finden. Die Sonne des Unendlichen bricht sich in dem Prisma der Seele des Jünglings und der Jungfrau in die farbigsten, reizendsten uns unbegreiflichsten Strahlen. Daher jenes unbestimmte Sehnen, in ihren kaum erwachten Gemüthern, das sich bei Gebildetern oft durch Thränen Luft macht, ohne gerade zu wissen warum! Das Leben übt auf sie die Macht erster Eindrücke mit ihrer vollen Erstlingsfrische! Daher finden wir auch in den Dichtern aller Völker und Zeiten so viel über Jugend, über Seeligkeit der Gefühle des Jünglings, der Jungfrau, über das Erwachen der ersten Liebe als Culmination dieses Lebensalters u. d. g. Der Poesie über diese Themas ist kein Ende, und wird kein Ende sein, so lang es ein Menschengeschlecht giebt; denn ewig und unerschöpflich ist diese Quelle, da ewig mit jeder Bildungsstufe neue Combinationen, Variationen über das alte Thema entstehen, worüber es stets Neues zu sagen geben wird, worüber es jedem Jüngling, jeder Jungfrau Bedürfniß bleibt, selbst das bereits Gesagte durchzufühlen, dessen

Wahrheit, so zu sagen, an den eigenen Empfindungen zu erproben. Ein unbestimmter Thatendurst bemächtigt sich in dieser Periode des besseren, gebildetern Jünglings. Das Wissen, welches ihm beigebracht wird, übt eine mystische befruchtende Gewalt auf ihn aus, die ihn theils zur Nachahmung dessen, was ihm löblich, groß, begeistert dasteht, theils zum Entwerfen und Verfolgen eigener Lebenspläne anspornt. Es ist gewöhnlich die Epoche des Versuchens, des Anstrebens und Beginnens dessen, was wir uns später zum Streben erwählen. Bald bricht als höchste Blüthe des Lebensmorgens die erste Liebe herein, das Ganze verklärend. In voller Glorie der Erstlingsempfindungen des Jünglings erscheint diesem dann — die Jungfrau. Wenn er im Knabenalter aus den eben angedeuteten Ursachen das kleine schwache Mädchen als Geringfügiges beinahe floh, sucht er sie nun, wo das Kind zur Jungfrau heranwuchs, kniet wohl gar vor ihr, wie vor einer höheren Erscheinung nieder, vor der seine noch übrige Barschheit einschmilzt gleich Schnee am Sonnenlichte; darum heißt es in Schillers Glocke:

»Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus
Und herrlich in der Jugend Prangen
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.«

Keine Erdenmacht übt auf ihn in dieser Epoche einen größeren Einfluß, als die Liebe. Die Auserkohrene erscheint ihm ein überirdisches Wesen, ein Engel! Nichts Frommes, nichts Edles giebt es in der Regel, was dann bei ihm nicht Eingang fände. Er wird für alles Gute so weich, so empfänglich. Daher sage man nicht, wie es gewöhnlich heißt, mit der Jugend Traume sei alles vorüber, ist er einmal ausgeträumt, sei weiter durchaus nichts Reales mehr daran! Wenn er auch verfliegt, wirkt er doch zwischen mehr und weniger stets bildend auf uns ein, hat darum seinen Einfluß auf unser ganzes künftiges Leben und trägt insofern gewiß immer auch Reales an sich! Denn auch Ideen und Gefühle sind so gut etwas Wirkliches, wie dasjenige, was man gewöhnlich mit diesem Namen zu bezeichnen pflegt, sonst müßte man ja auch die Realität der Seele überhaupt läugnen können. Die Jungfrau, während der ganzen Dauer ihrer Erziehung als kleines Mädchen beinahe gänzlich von männlicher Gesellschaft entfernt, empfindet nun zum erstenmale das volle Hochgefühl ihrer Weiblichkeit bei solcher Huldigung des Jünglings, der sie bisher nur geringschätzte und floh.

Kein Maler, kein Dichter, kurz kein Künstler vermag es wohl, die volle Seeligkeit der ersten Liebe anders als nur annäherungsweise zu schildern. Ist das erste Zusammentreffen, der erste Kuß von Romeo und Julie auch Gegenstand der Meister-Darstellung eines

Shakespeare geworden, bleibt alles doch nur Abglanz der Sonne, die Sonne selbst, ihre mächtigen Strahlen müssen wir empfunden haben, dann erst gewinnt des Dichters Schilderung vollen Reiz für uns! Vielleicht ist Liebe das einzige auf Erden, wo das Entzücken der Wirklichkeit bisweilen noch jenes des Ideals übersteigt, weil man ein solches Entzücken nicht möglich glaubte!

»Ach, wo sind die schönen Tage,
Jene Tag' der ersten Liebe?«

so singt Goethe und Schiller ruft:

»Ach, wenn sie ewig grünend bliebe
Die schöne Zeit der ersten Liebe!«

Gewiß zwei hohe Gewährmsänner für menschliche Gefühle! Liebe ist Gegenstand einer eigenen Gattung von Poesie unter dem Namen erotische Poesie bekannt. Mit dem Griffel der Allmacht ist dieses Gefühl tief in die Brust gegraben! Am naturgemäßesten und in vollster Schönheit ab r erwacht es bei der Jugend! Die Seeligkeit, ja selbst die wieder zerrinnenden Träume, seine gewöhnlichen Begleiter, worüber wir später gewöhnlich lächeln, müssen wir durchgegangen haben, um sagen zu können, wir haben das Süße dieses Göttergefühles ganz verkostet. Welchen Einfluß übte nicht Liebe überhaupt auf das Menschengeschlecht zumal in der romantischen Ritterzeit! Durch sie größtentheils wurden die damaligen rohen Sitten gebändigt, civilisirt, veredelt. Wie viel

Gräuel, wie viel Uebel mag sie, durch das Christenthum zu ihrer eigentlichen Würde geläutert, nicht damals verhindert haben, wo keine andere Erdenmacht ausgereicht hätte, das Recht des Stärkeren zu fesseln! was in der Ritterzeit Liebe zwischen den beiden Geschlechtern für ein bildendes Prinzip, für eine Macht war, wie sehr sie alles beschäftigte, wird uns z. B. aus den Liedern der Minnesänger, den Aussprüchen der damaligen Minnehöfe (cours d'amour) erst vollends klar. Zumal aus Letztern sehen wir recht, wie gewaltig Liebe auch ins praktische Leben jener Zeit eingriff. Schon der Brauch allein, daß die Dame vom Ritter edle Waffenthaten als Huldigung forderte, und sich dieselben weihen ließ, reicht hin, um dem damaligen Zeitalter eine eigenthümliche edlere Gestalt zu geben! Obschon nicht so in die Augen fallend, ist der Liebe veredelnder Einfluß auch noch in unseren Tagen sichtbar. Wie die Sonnenblume nach dem Lichte, so wendet sich auch itzt des Jünglings Seele nach jener der Jungfrau, und der letzteren Gemüth nach dem Jünglinge. Beide üben noch jetzt, wie seit Anbeginn der Welt, auf einander jenen veredelnden Einfluß, der sich durch nichts ersetzen läßt, der fürs ganze Leben bleibt, und mehr oder weniger auf all unser Thun und Lassen einwirkt! Bei dem Jüngling wird dies sichtbar leichter nachzuweisen sein, als bei der Jungfrau, die, ihrer Natur nach, mit Aeußerung dessen, was in ihrem Innern vorgeht, mehr zurück hält, daher ihr eigentliches Gemüthsleben nicht leichter zu belauschen ist

als bei Bienen die künstliche Bildung ihres süßen Honigbaues, der dem Menschenauge ebenfalls nur schwer sichtbar wird, aber sich darum nicht minder wirklich entfaltet. Somit wären ohngefähr die Haupt-Lichtpunkte des Lebens der männlichen und weiblichen Jugend angedeutet, und es ist leichter zu begreifen, welch' eine Unendlichkeit von Poesie und besonders Lyrik sich daraus entwickeln muß, d. i. welch eine Fülle von auffassender Kalobiotik daraus erblüht.

Solche Poesie und Lyrik findet sich zunächst freilich in den Dichtern, aber auch in vielen anderen litterarischen Schöpfungen zerstreut. Unter diesen weisen wir z. B. insbesondere auf gewisse Werke hin, welche in Deutschland unter dem Titel: »Der Jüngling, wie er sein soll«, »die Jungfrau, wie sie sein soll« zu erscheinen pflegen, und worin sich unter anderem bloß Moralischen oder Belehrenden auch gar viel Schätzbares über das Schöne an dem Leben beider findet, was daher in kalobiotischer Hinsicht hohe Beachtung verdient.

Das Alter schöner Reife.

(Der Mann, die Frau.)

Die Blüthe hat doch nur ihr eigentliches Interesse, weil sie Frucht verspricht. So auch das Lebensalter des Jünglings und der Jungfrau, weil es das Reifen zum Manne oder zur Hausfran in Aussicht stellt! — Diese schöne Lebensperiode, wo beide noch kaum den voll-

sten Glanz ihrer Ausbildung erlangt haben, ist die Culmination des Erdenlebens. Was in der Jugend angestrebt worden, pflegt sich nun, freilich einem höchst geringen Theile nach, zu realisiren. In der Jugend ist es, wo wir für unser ganzes übrige Leben Früchte sammeln und jene Richtung erhalten, aus der wir später gar nicht mehr heraus können. Auch über diese Culminations-Periode unseres Lebens fehlt es nicht an wahrhaft poetischen Auffassungen in allen Litteraturen gebildeter Völker, d. h. sie giebt der auffassenden Kalobiotik ebenfalls reichlichsten Stoff! — Viele Proben hiervon als Beleg anführen wollen, heißt nur ermüden. Jedermann von etwas genauer Kenntniß irgend einer poetischen Literatur wird sich hier leicht genug solche Proben ins Gedächtniß zurückrufen können, wo das Poetische des Mannesalters besungen, d. h. dem innern Menschen recht vergegenwärtigt wird. Darum singt Schiller:

»Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erdichten, erraffen,
Muß wetten und wagen
Das Glück zu erjagen.

Diese Lebensperiode ist die eigentliche Periode des Kämpfens und Ringens für den Mann, aber auch des Erringens. Erringt er gleich nicht Alles, was er in der Jugend sich geträumt, so erringt er doch bei weitem mehr,

als es ihm errungen zu haben scheint, wenn er es genau betrachtet, was freilich die wenigsten erkennen wollen, weil das wirklich Errungene hinter dem zurückbleibt, was man in der Jugend bloß geträumt. Dagegen ist es aber Wirkliches, nicht bloß Geträumtes, und hat somit seinen eigenthümlichen vollen Werth, den wir nur in unserem Mißmuth zu verkennen pflegen, weil uns nicht gelang, alles Angestrebte zu realisiren! In dieser Lebensperiode ist erst dem Manne vergönnt die Poesie, das Leben in ihrem ganzen Cyklus zu erfassen, zu genießen, wozu es ihm früher an der nöhigen Reife und Erfahrung gebrach, wo er mehr oder weniger fast nur für Lebenslyrik Sinn hatte. Darum gefällt uns z. B. in der Jugend Schiller mehr als Göthe. Ersterer hatte nämlich in seinen Schöpfungen mehr des Lyrischen, es bedarf nur gesunder Vernunft, Phantasie, gesunden Gefühles, um ihn zu verstehen, während Göthe mehr eben jene, dem Jünglinge noch mangelnde Lebenserfahrung voraussetzt, um vollkommen genossen zu werden! Erst hier fängt die Poesie der Lebensauffassung an, uns in ihrem ganzen Umfange, in allen ihren ernsteren Färbungen verständlich zu werden.

Erst hier beginnt bei uns auffassende Kalobiotik in voller Wirkung. — Dies gilt vom Weibe, wie vom Manne, nur in anderer Richtung! Was die weibliche Seele überhaupt an Ausdehnung zu erlangen bestimmt ist, erlangt sie meist nur in dieser gewiß nicht

minder schönen Lebensperiode, wo das Weib meist den Stand der Jungfrau verlassend, als Gattin und Mutter ihren eigentlichen Wirkungskreis betrat. Unter ihrem lieblichen Scepter steht nunmehr das Haus, für welches der Mann nach außen zu sorgen hat, darum singt Schiller wieder in dieser Beziehung:

»Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände.

Dann bewähren sich die Worte eines anderen Schriftstellers, der da sagt:

»Wohin euer Auge diese liebevolle und würdige Familiengöttin begleitet, findet ihr überall und zwar ohne allen Aufwand von Kunst und Künstelei, häusliche Ordnung, häusliche Einfalt, häusliche Harmonie, und stillen aber desto froheren und unschuldigen Lebensgenuß. Alle ihre schönen Handlungen als Mutter und Gattin, als Regentin ihres Hauswesens, verbreiten Frohsinn und Liebe um sie her.« (Pockel.)

Jene erste Liebe, wovon Dichter so begeistert singen, jene schöne Blüthe ist ihrer Natur nach angelegt, zur schönen Frucht häuslichen Glückes zu werden. Allerdings trifft dies nicht immer ein, so wie viele Baumblüthen verschwinden, ohne zur Frucht gediehen zu sein

so wie viele Kinder bloß als Kinder sterben, was für uns ein Räthsel der Vorsehung bleibt, sobald es ohne unser Verschulden geschah. Allein darum darf nicht minder behauptet werden, es sei in der Natur der Blüthe gelegen, schöne Frucht zu werden, in der Natur des Kindes gelegen zu edlem Menschen heranzuwachsen, und wir sind wohl berechtigt, an die Möglichkeit der Erreichung dieses Ideales zu glauben. Auch wollen wir häufig nur darum nicht zugeben, daß so schöne Reife eintrat, weil aus jener Jugendliebe nicht jene vollkommen schöne Frucht geworden, weil das häusliche Glück nicht vollständig gerieth. Schattenpartien giebt es freilich in allem Irdischen, darum ist es aber nicht minder anzustreben, als das Höchste, was wir hieniden kennen! Ueberwiegen sie nur nicht die Lichtseiten, so kann vernünftiger Weise nicht mehr begehrt werden. Aber selbst im Gegenfalle wären wir noch keineswegs berechtigt, im Allgemeinen ein verwerfendes Urtheil zu fällen, da wir gar oft an solchen Schattenseiten selbst schuld sind und sie hätten beseitigen können.

Gellert sagt daher nicht minder wahr von der Ehe:

»Man setze zwei verständige gesittete Personen von beiden Geschlechtern, die einander kannten und liebten, und auf das Geheiß ihrer Herzen, unter Billigung der Klugheit, und auf den weisen Rath vernünftiger Eltern und Freunde dieses heilige genaue Bündniß schlossen; und alsdann werden ihre Ehe tausend Beschwerlichkeiten nicht treffen. — — Sie sorgen beide für einander, weil sie einander

lieben, die Liebe erleichtert ihnen die Pflichten, und die genaue Ausübung ihrer Pflichten erhält und vermehrt die Liebe. Sie befördern jedes an seinem Theile die häusliche Wohlfahrt, und beide kommen auf verschiedenem Wege dennoch in Eintracht zu einerlei Ziele. Geschäftig zu sein, war eine Pflicht, die sie schon außer der Ehe zu erfüllen suchten; in der Ehe erhält diese Pflicht eine genauere Bestimmung, mehr Beweggründe, mehr Leben, und durch die Liebe mehr Anmuth!«

Der Spöttler findet freilich hier reichen Stoff, sich über die Seltenheit der Erreichung eines solchen Ideals in Witzworten zu erschöpfen, allein damit ist nichts widerlegt. Das Ideal bleibt, wenn es auch noch so sehr aus einzelnen in der Wirklichkeit gesammelten Zügen gebildet ist, schwer erreichbar, und kann darum nur von diesem in einem, von jenem im anderen Theil erreicht werden, allen aber muß es darum nicht minder so zu sagen begeisternd, vorschweben, sollen sie Tüchtiges erringen, sonst leisten sie nur Dürftiges. So wie das Alter der Reife Kulmination des Erdenlebens ist, so ist die Ehe Kulmination jenes Alters. Es ist seine Blüthe und das anhaltende häusliche Glück, was es bereitet, trägt während unserer ganzen darauf folgenden Existenz hienieden, ja bis am Abend des Lebens noch, wenn auch in jedem spätern Stadium verschiedener Art, dennoch immer seine süßen Früchte. Freilich muß hier ein Ausnahms-Zustand zur Sprache kommen. Nicht Alle sind nämlich verehligt, sondern es giebt sowohl unter dem

männlichen, als unter dem weiblichen Geschlechte Individuen, welche theils, weil sie nicht wollten, theils weil sich ihnen keine Gelegenheit bot, bis an ihr Ende ledigen Standes bleiben. Ohne in irgend eine Würdigung der Gründe hiervon einzugehen, beschränken wir uns hier bloß darauf, anzudeuten, wie auch solche Individuen dennoch ihre auffassende Kalobiotik — ihre Poesie haben müssen, und worin sie, bei jenem nun einmal gegebenen Verhältnisse ungefähr bestehen möchte. Wir sagen ungefähr, weil sich hierin viel nach dem Geschmacke, nach der Individualität modificirt.

Unser Weg ist lang, wir können daher bei diesem doch immer subalternen Punkte nicht sehr verweilen. Es mögen hier nur im Allgemeinen folgende Winke dienen. Größtentheils ist die auffassende Kalobiotik solcher Individuen auch jene der Verheiratheten desselben Geschlechtes. Für jenen Theil aber, der seiner Natur nach bei ihnen wegfallen muß, nämlich für die Annehmlichkeit des Familienlebens, gewährt, wenn sie es kalobiotisch anzufangen wissen, das Schicksal gleich wohl einen, wo nicht gänzlichen, gewiß doch sehr bedeutenden Ersatz. Wenn ihnen die häuslichen Freuden abgehen, so fallen bei ihnen andererseits wieder die häuslichen Sorgen weg, denen die meisten Familien-Väter und Mütter in einem Grade erliegen, daß sie für alles nur etwas Ideale und Erhebende gänzlich absterben, und für nichts mehr Sinn behalten, als für Befriedigung der gröbsten Lebensbedürf-

nisse. Eben dieses Wegfallen von so drückenden häuslichen Sorgen bei unverheiratheten Individuen reiferen Alters, welche dann gewöhnlich nur für den eigenen Unterhalt zu denken haben, setzt dieselben in Stand, sich darum mit um so ungetheilterer Kraft, irgend einer wichtigeren und interessanteren Wirksamkeit zu weihen. Um so leichter kann man sodann z. B. irgend einer ernsten Wissenschaft obliegen, welche die ganze Lebenszeit eines Menschen in Anspruch nimmt; denn ihn stören keine Sorgen und Pflichten für die Seinen, wie den Verheiratheten. Das weibliche, ledig verbliebene Individuum aber, welches, seinem Geschlechte nach doch vorzugsweise nur auf häusliche Wirksamkeit angewiesen ist, kann sogar einen ähnlichen Wirkungskreis durch Erziehung von Kindern, um sich gründen, wodurch sich die ältere Unverheirathete das sorgenreichste und lohnendste Feld öffnet, um sich Dank und Achtung der Gesellschaft, des Staates im hohen Grade zu erwerben. Wer hätte dann noch den Muth, ihr den im gemeinen Leben so oft vorkommenden Spitznamen einer selbstsüchtigen unnützen alten Jungfer beizulegen? —

Doch nicht dieser Wirkungskreis allein ist es, worauf sie beschränkt bleibt. Es giebt deren noch gar viele ähnliche, als Pflege Kranker oder Siecher, Sorgfalt für dasjenige in der eigenen Umgebung nach Kräften Ersatz zu leisten, was von Personen, die eigentlich dazu berufen wären, aus Zeitmangel vernachlässigt wird, und den An-

gehörigen zu empfindlichen Schaden gereicht u. dgl. Somit wären auch bei dieser Lebensperiode die Hauptzüge durchgegangen, welche so zu sagen, ihre kalobiotische Physiognomie charakterisiren, und welche sich daher auch in aller Poesie über dieselbe vorfinden müssen.

Das Alter.

(Der Greis, die Greisin.)

In dieser Lebensperiode pflegen uns die Dichter, die uns während der drei besprochenen Lebensalter, worin wir standen, wirklich Schönes und Erhebendes vorsangen, meistens fast gänzlich zu verlassen. Dies sehen wir z. B. gleich an demselben Gedichte Schillers »Die Glocke« woraus wir in den frühern Kapiteln Proben anführten; er besingt darin so schön die Kindheit, die Jugend, das Mannesalter, übergeht aber gänzlich das Greisenalter. Der Sänger kehrt dann um und überläßt den Lebenswaller sich selbst. Dies geschieht wohl aus dem Grunde, weil das Poetische der drei früheren Stadien mehr in die Augen fällt, daher leichter aufzufassen ist, als jenes des sogenannten Alters, wozu schon ein schärfer beobachtender, gebildeterer Sinn gehört, und die wenigsten Dichter, vielleicht bisher noch keiner von ihnen einen bis zu dem Grade entwickelten poetischen Geschmack besitzen, um auch das Schöne, das Poetische dieses Lebensalters hinlänglich zu fassen, welches gleichwohl darin liegt. Der Grund, weshalb so viele alte Leute an dem

Alter, welches sie gleichwohl wünschen, so viel Widerwärtiges finden, weshalb man sie so sehr darüber, vorzüglich über schwindende Lebenskraft klagen hört, liegt im Mangel an echter Bildung. Wer bis zu seinem Alter stets bloß der Sinnlichkeit oder bloß materiellen, weltlichen Interessen gelebt, dem erscheint freilich sein Alter meist nur fahl und freudenleer.

Der sinnliche Alte beschäftigt sich stets nur damit, seinen jetzigen Zustand mit seinem früheren zu vergleichen, wo er in der Blüthe seiner Lebenskraft gestanden, ohne zu bedenken, daß, wenn er auch wieder zum Anfang zurückkehren könnte, er, bei seiner nunmehrigen Erkenntniß, doch gewiß nicht mehr das Reitzende daran fände, was er jetzt in seiner Sehnsucht nach dem Vergangenen daran zu finden glaubt. Wie oft erlebten wir selbst nicht schon, daß wenn wir z. B. einen Besuch, oder irgend einen Landaufenthalt, der uns das erstemal entzückte, wiederholten, er das zweitemal keinen oder wenig Reiz mehr für uns hatte. Aehnliches dürfte eintreten, wenn wir das Erdendasein wiederholen könnten. Leuten, die bis zu ihrem Alter bloß der Sinnlichkeit gelebt, pflegen es, oft bis zum Unerträglichen, drückend zu finden, und ihre Existenz in einer solchen Epoche ist daher größtentheils nur eine Art von Vegetation, welchem Zustande sie sich nur geduldig fügen, wenn sie einen hohen Grad von Lebenskraft und Sinnlichkeit besitzen, wodurch sie sich häufig über jenen Zustand leichtsin-

nig hinaus zu setzen vermögen. Aehnliches gilt von alten Leuten, welche sich früher bloß mit weltlichen Geschäften befaßt, z. B. sogenannteu Geschäftsleuten, welche nur jenen Grad von Bildung und nichts weiter angestrebt, der ihnen eben zur Betreibung solcher Berufsgeschäfte unentbehrlich war. In ihrem hohen Alter empfinden sie nur das Drückende ihres Zustandes, wenn ihnen Abnahme der Kräfte und Sinne, kein anhaltendes Arbeiten, wie sonst, keine unausgesetzte Betreibung ihrer Geschäfte erlaubt, indem sie bisher verknöchert für nichts anderes in der Welt mehr Sinn übrig behielten, als höchstens noch des Abends für eine Spielpartie. Auch diese Klasse alter Leute hört man dann über die Hinfälligkeit des Lebens besonders klagen. Wer aber sein ganzes früheres Leben dazu benutzt, eine reele Bildung d. i. eine solche zu erwerben, die ein gewisses Gleichgewicht zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit herstellt, wobei das geistige Prinzip jene Elasticität behält, die nie ganz zu unterdrücken ist, sondern stets, selbst bei abnehmender Körperkraft, allenthalben, wo diese es nur halbwegs zuläßt, noch interressant hervorkeimt, der wird auch seinem Alter stets noch angenehme und interressante Seiten abzugewinnen wissen, und das zwar desto mehr, je höher seine reelle Bildung steigt, welche sich auch noch dann steigern läßt, da wir nie aufhören, uns zu vervollkommnen.

Darum sagt Bonnstetten, dieses Muster eines kalobiotischen Greises;

»Je weiter das Menschengeschlecht in der Civilisation fortschreitet, desto weiter wird man es in der Kunst, alt zu sein, bringen.«

Je richtiger wir daher, während unserer früheren drei Lebensperioden unser Leben geregelt haben werden, desto heiterer dürfte unser Alter sein, denn es ist die Blüthe des Baumes, welche in dem Maaße schöner geräth, als der Baum gut gezogen ist. Dies gilt vom Manne, wie von der Frau, denn beider Leben hat eine solche Blüthe zu treiben, und wer könnte den hohen Einfluß des Vorangegangenen auf den Grad der Schönheit jener Blüthe läugnen! Freilich wird diese bei den beiden Geschlechtern, wegen Verschiedenheit ihres Wesens, auch verschieden ausfallen. Gerade aber im höheren Alter fließen sie mehr zusammen. Nur behält die richtig gebildete Frau selbst in ihrem höchsten Alter stets einen gewissen Grad von Weiblichkeit, der auch dann noch Anmuth, wenn auch nur psichische bleibt, welche durch ihr früheres Leben bedingt ist, und sie selbst im Alter nicht verläßt. Es ist unmöglich, daß eine richtig gebildete Frau z. B., die ihr früheres Leben hindurch schön war, nicht auch im Alter eine gewisse Seelenanmuth übrig behalten sollte, denn die Eindrücke, die sie als Schönheit durch ihr ganzes Leben erhielt, können wohl nicht ganz ohne bleibende Einwirkung auch auf ihr geistiges Wesen bleiben, sowie jemand, der sein ganzes Leben über sich geschmackvoll kleidete, auch als alter Mann in seinem nachlässig

umgeworfenen Schlafrocke noch etwas Würdevolles und Einnehmendes behält, so wie jemand, der es in der Musik zu seinem und seiner Gesellschaft hohem Ergötzen weit gebracht, hierdurch oft gesucht, viel mit Gebildeten in Berührung kam, selten ohne einen angenehmen pli in seinem ganzen Wesen bleibt. Schön gewesen zu sein, und nicht mehr dafür zu gelten, mag wohl auch das richtig gebildete Weib zuweilen wehmüthig stimmen, es muß ihr aber gleichwohl auch eine Art angenehmen Bewußtseins gewähren, und jedenfalls ihrem Wesen ein eigenes Gepräge aufdrücken, denn bei einer schönen Seele kann es nicht ohne wohlthätige Spur bleiben, eine schöne Hülle gehabt zu haben, und wie hoch steht sie alsdann nicht über der verblühten Coquette, die ihre ehemalige Schönheit nicht vergessen kann, und nur stets auf junge heranblühende Schönheiten mit Neid und komischem Zorn hinblickt!

Ein weibliches Wesen, dem die Natur die Gabe der Schönheit versagte, mußte freilich jenes Vergnügen des Schönseins entbehren; dafür aber fühlt sie wieder das Altern um so viel weniger, wobei sie weniger zu entbehren hat, als diejenige, welche schön war. So hat Mutter Natur alles nach einem gewissen Maaßstabe der Gerechtigkeit eingerichtet! Auch verdient hier noch die Beobachtung besonders erwähnt zu werden, die Erfahrung lehre, daß Häßliche überhaupt mit zunehmenden Alter, wenn nicht eben durch außergewöhnliche Zufälle Ent-

stellung eintritt, in der Regel einen minder häßlichen Ausdruck erhalten, so wie auch der Fall vorkommen dürfte, daß sogenannte Stiefkinder der Natur das Alter herbeiwünschen, weil dann erst ein gewisses ausgleichendes Niveau eintritt, und die in jüngeren Jahren so fühlbare Zurücksetzung viel von ihrer Auffälligkeit verliert.

Zu einem poetischen, kalobiotischen Auffassen des Alters überhaupt dürften auch folgende Betrachtungen dienen: Das, was man im gemeinen Leben Abgestumpftheit nennt, welche sich gewöhnlich in dieser Lebensperiode einzustellen pflegt, ist eigentlich sehr oft nichts anderes, als eine andere, ihrer Natur nach kaum minder genußreiche Wendung unseres Wesens, die uns für unsere bisherigen Genüsse minder empfänglich macht, weil sich Anderes dafür einfindet, wovon wir früher keinen Begriff hatten, und die auch als Ersatz eine gewisse Gemüthsruhe mit sich bringt, deren wir in unserem bisherigen Leben gänzlich entbehrten. Man kann weiter gehen, und sogar behaupten, eine Stunde im Alter gelte mehr, als Tage in der Jugend, die wir oft gar nicht bemerkten, da wir in früheren Lebensperioden unsere Existenz so zu sagen mehr bloß in großen Zügen hinunterschlangen, während das Alter in seinem Leben mehr, wie an einem guten alten Magenweine, bloß nippt und es so zu sagen mehr en detail daher länger genießt. Wenn der Jüngling voll süßer Liebesträume im Ballanzuge ins Zimmer seines Großvaters tritt, um diesem noch

gute Nacht zu wünschen, dann aber auf den Ball zu eilen, wo er liebestrunken den Gegenstand seiner Sehnsucht zu finden hofft; so ist dem Großvater wieder eigenthümlich angenehm zu Muthe, wenn er unterdessen ganz bequem im Schlafrocke am Feuer zu Hause bleibt, dort, seinen Erinnerungen und Gedanken nachhängend, behaglich seine Tasse Thee hinunterschlürft, und dabei etwa sein Pfeifchen raucht. Dem Enkel wäre eben so wenig damit gedient sich auszukleiden und zu Bette zu legen, als dem Großvater sich anzukleiden und auf den Ball zu eilen. So hat jedes Alter seine Freuden. Wenn man Alte oft überdies klagen hört, das Leben verrinne so schnell, daß es damit zu Ende sei, ehe man sich es versehe, und man könne darum auch keine Pläne für die Zukunft fassen, weil es für sie keine gäbe, so kann anderseits wohl gefragt werden, wie vieler jungen Leute Tod jene Alten nicht überlebten, was sie für nichs ansehen, und wer wohl so alt sei, daß er nicht noch ein Jahr weiter leben könnte, nach dessen Ablauf er noch auf ein weiteres Jahr Hoffnung und Pläne fassen könnte! Diese Hoffnung aber, obschon sie sich vermindert, hört eigentlich nie ganz auf, denn niemand weiß doch genau, wie lange er leben werde, die Grenzen des Alters sind unbestimmt. Stellt sich bei ihm auch, wie zu geschehen pflegt, Gebrechlichkeit ein; so können dadurch jene Ansichten wohl zwischen mehr oder weniger getrübt, aber nie ganz unterdrückt werden. Denn abgesehen davon,

daß man sich selbst an physische Schmerzen theilweise gewöhnen kann, man nicht plötzlich, sondern nach und nach altert, sich folglich damit allmählig befreundet, bleibt doch noch stets Empfänglichkeit für Manches, selbst bei dem kränklichen Alten übrig. Dies finden wir bei den kränklichsten alten Leuten, die oft jahrelang bettlägrig sind, häufig in der Erfahrung bewährt. Verschwindet aber ihre Empfänglichkeit bis zu gänzlicher Abstumpfung der Sinne, so hat die Natur es so wohlthätig eingerichtet, daß sie fast nichts mehr davon fühlen, und das Peinliche eigentlich mehr ihre liebende Umgebung trifft.

Wohl findet sich in den Literaturen aller Völker, in Poesie und Prosa, Einzelnes darüber zerstreut — allein eine eigentliche Greisenpoesie, so wie es eine Jugendpoesie giebt, findet sich wohl noch nirgends. Dergleichen Einzelnes kommt z. B. schon in Cicero de senectute vor, wo er den ältern Cato sagen läßt:

»Auch ergötzen mich selbst noch im hohen Alter die kleinen schäumenden Trinkbecher, wie sie in Xenophons Gastmahl heißen, und die Abkühlungen im Sommer, dann wiederum der Sonnenschein im Winter. So pflege ich es denn auf meinem sabinischen Landgute zu halten, und dort besetze ich täglich eine Tafel mit eingeladenen Nachbarn, wo wir unter wechselseitigen Gesprächen das Mahl bis in die Nacht verlängern.«

»Aber es mögen doch die Greise keinen so starken Kitzel der Sinnlichkeit in sich tragen — ich glaube es wohl; sie haben aber auch kein Verlangen darnach; und das Entbehren einer Sache, die man nicht vermißt, ist nicht lästig.«

»Aber wie schätzbar ist es« —

kömmt dort an einer andern Stelle über den abgenommenen Reiz der Sinne vor,

»daß die Seele, nachdem sie gleichsam die Dienstjahre der Sinnenlust, des Ehrgeizes, der Nebenbuhlerei, der Feindschaften kurz aller Leidenschaften überstanden hat, nunmehr sich selbst angehört, und wie man sagt, sich selbst lebt! — Und gewährt ihr vollends Fleiß und Gelehrsamkeit hinlängliche Nahrung, so ist nichts angenehmer, als ein geschäftsfreies Alter. Das Alter ist kein Hinderniß, die Liebe für so manche Gegenstände z. B. die Liebe zum Landbau bis zur Grenze des Lebens zu unterhalten.« u. s. w.

Andere Betrachtungen von nicht weniger Interesse lernen wir im Französischen, in Jouy's »Hermite de la Chaussée d'Antin« kennen, wo er sagt:

»Es ist eine Kunst, gehörig zu verstehen, alt zu werden. Man muß sie erlernen, will man nicht einst unerträglich und lächerlich werden. Ohne eben wie Cicero eine Abhandlung über das Alter schreiben zu wollen, kann man doch die Lehre, als Frucht langer Erfahrungen aufstellen, daß, um sich in dieser Lebensperiode zu gefallen, man in sie nicht ganz als Neuling treten müsse. Ich bereitete mich schon einige Zeit früher darauf vor. Sobald ich den Herbst kommen sah, richtete ich meine Winterkleider zurecht. So fühlte ich nicht sehr die Veränderung der Temperatur. Ich befand mich hiebei so wohl, daß ich mich am Ende überzeugte, mein Sitz am Kamin um 10 Uhr Abends sei wohl so viel werth, als ein Maskenball, ein Kapitel aus Montaigne könne immerhin auch die Stelle einer Spazierfahrt in den Bois de Boulogne ersetzen.«

Wiederum heißt es in einem Romane neuester Lite=

ratur von Friederike Bremer (Uebersetzung aus dem Schwedischen):

»Jugend und Alter stellt man einander gegenüber, wie das Leichte und Schwere vom Lebenstage. Aber hat nicht jede Tageszeit, jedes Alter seine Jugend, sein eigenes, uns neues reizvolles Leben, wenn man sich recht in ihr Wesen hineindenkt? Ja der Bejahrte, welcher reiche Erinnerungen zu seiner Abendgesellschaft versammelt hat, ist mehrentheils glücklicher, als die Jugend, welche mit unruhigem Herzen beim Anfang der Fahrt steht. Keine Leidenschaften trüben die Kaffeetasse, kein unruhiges Streben stört, das gemüthliche Geplauder der Abenddämmerung; alle kleinen comforts des Lebens werden so wohl, so aufmerksam genossen und zuversichtlicher als sonst wirft man alle Sorge und Fürsorge auf unseren Herrgott! Man hat ihn geprüft!« —

Dies lauter Citaten aus Prosaikern. Auch finden sich sonst noch in Romanen und Novellen Schilderungen einzelner liebenswürdiger Charaktere alter Leute zerstreut, welche hie und da Blitze über schöne Auffassung des Alters geben, allein zu einer durchgeführten, eigentlichen, umfassenden poetischen Lebensanschauung über das Alter kömmt es doch nicht. Aus Werken der Dichter, die überhaupt, wie schon früher bemerkt, das Alter nicht sehr ihres Gesanges würdigten, möchte sich weniger Aehnliches anführen lassen. Die allbekannte Idylle von J. H. Voß »der sechszigste Geburtstag« betitelt, verdient indessen hier allerdings als ein Beispiel schöner Auffassung des Lebens im Alter besondere Schätzung, und eben, weil sie so allbekannt ist, genügt es blos darauf

hinzuweisen. Solche beispielsweise Hindeutungen unter gehöriger Berücksichtigung alles in diesem Kapitel gesagten, dürften zur Genüge anschaulich machen, wie eine Greisenpoesie eben so wie eine Jugendpoesie denkbar sei, wozu es bei fortschreitender Bildung des Menschengeschlechtes, nach Bonstettens Ahnung endlich wohl auch kommen möchte. Sie müßte freilich in einem anderen Tone gehalten werden, als die Jugendpoesie; ferne von deklamatorischem Prunk, denn alte Leute lieben keine lange Lectüre, auch so wenig als möglich in gebundener Rede, wozu die Liebe mit dem Alter ebenfalls sehr abnimmt, kernig, bündig, gesättigt von schöner Lebenserfahrung und von praktischen, wohlgegrundeten, beruhigenden Ansichten über Tod und Unsterblichkeit, vorzüglich auch mit Gründen aus Naturwissenschaften entnommen, wie etwa jene Nürnbergers über beide letzteren Themas, oder sonst bedeutender Schriftsteller im Fache der sogenannten Jenseitsliteratur.

Wie sehr gehört auch nicht Fichtes Aeußerung über den Tod hierher, wenn er sagt:

> Nicht der Tod tödtet, sondern das lebendigere Leben, welches hinter dem alten verborgen, beginnt und sich entwickelt!

2. Kalobiotik der Gesellschaft.

Nachdem wir in dem früheren Hauptstücke das Subject der Kalobiotik dem Individuum nach betrachtet,

gehen wir nunmehr dazu über, die Kalobiotik der Gesellschaft, d. i. jenen Theil der Kalobiotik ins Auge zu fassen, welcher aus der Verbindung, aus dem Zusammenleben von Individuen erwächst, und nur aus diesem allein hervorgeht, in welcher Beziehung daher zuvörderst als natürliche Grundlage alles menschlichen Gesellschaftszustandes in Betracht zu kommen hat:

a) Die Familienkalobiotik.

Unter Familie haben wir hier zunächst sämmtliche unter der Leitung eines Hausvaters oder einer Hausmutter stehenden Personen zu verstehen. Größtentheils haben wir es selbst erfahren, oder können es uns doch leicht vorstellen, wie aus einem solchen Zusammenleben von Personen die einander meist blutverwandt sind, mit einander Freud und Leid theilen, Combinationen entstehen müssen, die den größten Einfluß auf unsere Lebensverschönerung haben. Liebe ist das Band, welches hier alle mit einander verknüpfet; Liebe der Gatten zu einander, Liebe, welche die Eltern an die Kinder, diese an die Eltern kettet, ja selbst jene, welche nicht verwandt sind, sondern nur in der Familie leben, als Dienstboten u. dgl. bleiben von jenem heiligen schönen Verbande nicht ausgeschlossen. Auch sie gehören mit dazu und rührend ist z. B. die treue Anhänglichkeit alter Diener an solche Familien zu sehen, von welchen sie so manches Kind unter ihrer Pflege unter ihren Augen haben aufwachsen sehen,

und für welche sie eine Art edler, väterlicher oder mütterlicher Anhänglichkeit behalten! Solche alte Familiendiener haben etwas Poetisches, das wir in vielen Romanen glücklich geschildert finden, wie es z. B. in Bezug auf englische Familien, von Irving in einem eigenen Kapitel seines Skizzenbuches so schön herausgestellt wird.

Wer vermöchte alles Lebensverschönernde aufzuzählen, was aus dem Familienleben erblühen kann! — Friederike Bremer, die innige schwedische Schriftstellerin, bemerkt:

»Aufmerksamkeit für gegenseitige Neigungen, Interesse für gegenseitige Interessen seien die Seele des Familienlebens!«

Es ist also damit Liebe zu einander, wechselseitige Liebe aller Mitglieder unter einander gemeint. Es umfasst nicht nur alles Kalobiotische des Individuums, wovon wir früher bezüglich der vier Lebensalter sprachen, weil darin Personen jeder Altersstufe vorkommen, sondern es entsteht daraus noch ein weiteres Schönleben, was nur das Zusammenleben möglich machte. Schön und wahr sagt der Dichter:

Getheiltes Leid ist halber Schmerz.
Getheilte Freud' ist doppelt Freud'«

d. h. Jene Hingebung des Einen für alle Uebrigen, seine Theilnahme an ihrer Freud und Leid ist ein Genuß, der die Freude erhöht, das Leid mildert, der also ganz neue Lebenskombinationen herbeiführt, deren kalobiotischen Honig wir nur allein in der Familie, wo sie

im wahren, echten Sinne besteht, zu kosten bekommen. Das Ideal einer Familie finden wir freilich kaum irgendwo, theilweise finden wir es aber fast an allen, wenn wir eine Familie genauer studiren, zur Ehre der Menschheit sei es gesagt. Die Sonne bleibt darum nicht weniger Sonne, weil sie Flecken hat! —

Wie die Bildung des Einzelnen, so erhielt auch das Familienleben durch das Christenthum eine ganz neue veredelnde Richtung im Vergleiche zu jener des Heidenthums. Daher sagt auch Dursch in seiner Aesthetik aus christlichem Standpunkte so treffend; »das Familienleben, die Verhältnisse der Gatten, der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern und unter einander, der Familie zu den Dienstboten und umgekehrt, erhält auf der Grundlage des Glaubens und der Liebe, eine weit höhere und edlere Gestalt, als im Alterthum. In der Familie vereinigt sich im Kleinen das kirchliche und politische Leben zu einem erhabenen Ausdrucke. Alle christlichen Tugenden, welche sich im öffentlichen Leben, in den Verhältnissen zur Kirche und dem Staate, zeigen, koncentriren sich hier zu einer Totalanschauung. In der christlichen Familie entfaltet sich ein herrliches Geistesleben, denn in ihr herrscht Achtung, Glaube und Vertrauen, Gehorsam, Dankbarkeit, Genügsamkeit und Ordnung.« So fährt dieser Autor in mehreren Kapiteln fort in die Zergliederung des Familienlebens eingehend, darüber Treffliches zu sagen, was wir

hier, so sehr es am rechten Orte wäre, nicht seinem ganzen Inhalte nach anführen können, wozu der Raum nicht hinreicht, und welches wir daher nur auszugsweise zusammenfassen wollen! Von der Liebe der beiden Geschlechter, als Basis des Familienlebens, sagt er: »sie sei veredelt und geheiligt durch die christliche Liebe, die geistige Seite jenes Naturtriebes, der zwei Individuen entgegengesetzten Geschlechtes zur sinnlichen Vereinigung und physischen Erzeugung neuer Individuen treibt. Obgleich die Geschlechtsliebe, welche sich ihrer Natur nach bloß auf zwei Individuen verschiedenen Geschlechtes beschränkt, auf dem Unterschied der Geschlechter beruhe, sei sie dennoch keine rein sinnliche Liebe, weil sie sonst bloß sinnliches Verlangen und als solches häßlich wäre. Sie sei so innig und einzig, daß sie, wenn sie echter Art sei, auch nur die successive Wiederholung derselben in einer Person gestatte.

Liebe, in ihrer Reinheit gedacht, beherrsche das ganze geistige und sittliche Leben zweier Individuen verschiedenen Geschlechtes, veredle und heilige die Naturnothwendigkeit, und es werde die natürliche Wirklichkeit durch dieses geistige Element zu einer *schönen* erhoben. So werde Liebe *eine erhabene Verklärung der natürlichen Wirklichkeit* und Gegenstand edler Kunstwerke! —

Der *Jüngling* fühlt sich durch einen natürlichen Trieb zu einer Jungfrau hingezogen, zu einer Seele, mit

der er seine Seele theilen, sein großes bedeutungsvolles Tagwerk vollenden, Kinder zeugen und für das Leben erziehen, die Schicksale des Lebens ertragen und für ein höheres Geistesleben heranreifen möchte. Ist die Jungfrau ihrer Bestimmung inne geworden, sehnt sie sich, einen verständigen, liebenden Jüngling zu finden, und ihm allein anzugehören, mit ihm die höheren Zwecke des Lebens zu erreichen.

»So werde,« fährt dieser Autor fort, »die geschlechtliche Liebe ein wirkliches Liebeleben, wirkliche Gemeinschaft des Geistes und des Leibes und bekomme einen objectiven Ausdruck in den Kindern, wodurch sie sich zum Familienleben erweitere. Die Familie ist ein Baum, der in voller Pracht dasteht, herrliche Blüthen, kostbare Früchte trägt. Die Kinder seien Aeste des Stammes — der Ehe, und erhalten von diesem ihre leibliche und geistige Nahrung. Ist Glaube und Liebe die Seele des Familienlebens, so entwickeln sich aus diesen die zartesten und schönsten Verhältnisse des menschlichen Lebens. Wie schön und würdig sei die Sorgfalt der Mutter für ihr neugebornes Kind! Sie lauscht auf den Athem, sitzt Nächte lang neben ihm, erräth, was und wo es ihm fehlt, und pflegt es mit der zärtlichsten Liebe. Sie wird später seine erste Erzieherin.

Allmählig schenkt auch der Vater dem Kinde eine ernstere Aufmerksamkeit; er lehrt es das Rechte und Gute, und gewöhnt es an Tugend. Die Eltern seien

es daher, an deren Glauben und Liebe, Ernst und Tugend, Verstand und Willen die Kinder zu freien Gliedern einer höheren Gesellschaft heranreifen, und eben so könne auch das Verhältniß der Kinder zu den Eltern ein schönes genannt werden, indem Liebe zu den Eltern alle die schönen und edlen Gesinnungen, Gefühle und Handlungen gebiert, die Kinder gegen Eltern üben. Wie das Verhältniß der Kinder zu den Eltern, so wird auch das derselben unter einander durch die Liebe zu einem schönen gestaltet. Die Kinder betrachten sich als Kinder derselben Eltern, von diesen und unter sich gleich. »Welch' schöne organische Einheit« — ruft dieser Autor — »stellt sich also in einer christlichen Familie dar!«

Zu ihr gehören auch die Dienstboten, durch welches Verhältniß das christliche Familienleben etwas ganz Eigenthümliches erhalte, indem der christliche Hausvater auch seinen Knecht als einen Freien, als seinen Bruder und die Magd als seine Schwester betrachtet, und Dienstboten schließen sich an eine Familie an, weil sie zur Zeit, oder vielleicht niemals ein eigenes Hauswesen gründen können. Der Hausvater sorge daher für sie, für ihre geistigen Bedürfnisse, überwache ihr sittliches Betragen, belehre, mahne, bitte und strafe sie wie seine eigenen Kinder.

Durch Hinweisung auf solche Hauptzüge wird es anschaulich, wie sich in der Familie ein ganz eigenthüm-

liches Leben entwickelt, welches jener Autor sodann ein idyllisches nennt, welches er als Verwirklichung der Idee des menschlichen Lebens in der Sphäre des Familienlebens bezeichnet und dessen idyllischen Eindruck er darein setzt, daß wir in demselben die Aufhebung des Gegensatzes der Wirklichkeit mit der Idee erblikken, einen Zustand des menschlichen Lebens, in welchem der Kampf der Sinnlichkeit mit der Vernunft aufgehört, und die Ruhe der Vollendung eingetreten sei, in welcher das Familienleben sich immer schöner und herrlicher entwickele.«

Aus dieser Beleuchtung des Familienlebens in seinen Hauptbestandtheilen, die wir, da sie uns so wichtig scheint, ihrer Zweckmäßigkeit wegen für unsere Tendenz hier aufgenommen haben, dürfte klar ersichtlich sein, wie Familienexistenz überhaupt tausenderlei Combinationen zur Verschönerung unseres Lebens mit sich bringe, was wir in letzter Auflösung alles dem Christenthum verdanken, welches dem wirklichen Leben erst jene volle Veredlung gebracht, und welch ein fruchtbares Feld daher das Familienleben in seiner jetzigen Gestalt für auffassende Kalobiotik — für Poesie sei. Als Beweis hierfür möchte wohl der eigene Genre gelten, der sich in der modernen Literatur unter dem vorlängst noch mehr beliebten Namen »Familiengemälde« gebildet, deren, unseres Wissens, die Alten, wie die nicht christlichen Literaturen keine aufzuweisen haben. Als solche Familiengemälde

können wir abermals, wie in dem ersten Hauptstücke dieses Werkes, unter den Erzeugnissen neuerer und neuester schöner Literatur Voß's Louise, Kosegartens Schilderung seines Lebens als Landpfarrer auf der Insel Rügen, Ifflands Jäger nebst anderen seiner Stücke, August Lafontaine's Romane und insbesondere wieder hauptsächlich den Roman »das Haus« von Friederike Bremer nennen; denn sämmtlich geben diese Werke Beispiele schöner Auffassung wirklichen Familienlebens, aus denen wir auch häufig lernen können, unser eigenes Familienleben, wie es eben vorkömmt, mit Freud und Leid, schön aufzufassen.

b) Ständekalobiotik.

Denke man sich die bürgerliche Gesellschaft in einen höheren, mittleren und niederen Stand, in einem Nähr-, Wehr- und Lehrstand, und noch andere Stände, in Stadt- und Landbewohner, kurz wie man will, eingetheilt, wir werden fast bei jeder dieser einzelnen Kategorien der Gesellschaft eine ihr eigenthümliche Poesie, d. i. schöne Auffassung ihres Lebens, auffassende Kalobiotik im weitesten Sinne, finden. Vom Trogloditen bis zum höchst Gestellten, höchst Gebildeten begleitet sie den Menschen, entlockt ihm Thränen der Rührung, Thränen der Freude. Zu einem Stande eigentlichen Beruf, besonders Lust haben, heißt im Grunde doch nichts anderes, als dessen Poesie vorzugsweise fühlen. Worin aber diese Poesie (diese kalobiotische Auffassung) bestehe, lehren uns theils,

die Dichter in gebundener oder ungebundener Rede, theils fühlen wir es, ein jeder in seiner Art, ohne es ausdrükken zu können oder von Dichtern noch ausgedrückt zu finden, was noch künftigen Talenten vorbehalten sein möchte. Jene taxativ, auch bloß in Umrissen angeben wollen, erwähnte Poesie bestehe bei dem Stande a in diesem, bei dem Stande b in jenem, wäre ein lächerliches, vergebliches Unternehmen! — Niemand fühlt jene Poesie ganz gleich, pflegt sie auch bei jedem mehr oder weniger da zu sein. In Betreff solcher bürgerlichen Stände, deren Beschäftigung mehr materiell in die Augen fallend ist, finden wir jene Poesie meist im Liede ausgesprochen. Darum finden wir so viel Jäger-, Fischer-, Bergmanns- und Soldatenlieder 2c. Daher kann man diese Stände lyrischer nennen, als die sogenannten höheren, und Civilstände, und so wie das Leben des Studirenden in der Regel als Uebergang zu höheren Ständen anzusehen ist, eben so zeigt sich auch die Lyrik des Studentenlebens in den sogenannten Studentenliedern Deutschlands, die, in ihrer Färbung des Jugendlebens, doch größtentheils den Uebergang vom Zustande der Nichtbildung zu jenem der höheren Bildung andeuten.

Was jene Stände betrifft, welche mehr Frucht moderner Gesittung sind, und mehr intellectuell als materiell wirken, so haben diese zwar auch ihre Lyrik, nur ist sie nicht so augenfällig, für jedermann leicht anschau-

lich. Daher finden wir sie auch nicht eben in Liedern aufgefaßt. Es giebt keine Ministerlieder, Beamtenlieder. Advokatenlieder u. dgl. Aber eine hohe poetische Auffassung läßt das Leben solcher Klassen darum nicht minder, ja oft noch in höherem Grade zu! — Wir finden sie in Idyllen, Romanen, Novellen, Theaterstücken u. dgl. tausendfach niedergelegt, wo sich jedermann herausnehmen kann, was ihn am meisten anspricht. Auch hier brauchen wir bloß wieder auf die obengenannten Werke eines Voß, Lafontaine, Iffland ꝛc. hinzuweisen, worin sich genug Treffliches dieser Art findet. Wurde z. B. nicht in neuester Zeit durch mehrere Romandichter, als Capt. Mariat, Eugène Sue, das Poetische des Seelebens zu poetischer Anschauung gebracht?

Regel ist also, daß ein jeder Stand sein Poetisches habe. Die Meistersänger zeigen uns dies sogar an Handwerken; ja selbst an dem scheinbar unpoetischen Schusterhandwerke macht uns z. B. ein Hans Sachs das Poetische anschaulich. Gar wenige bürgerliche Beschäftigungen können als Ausnahmen von dieser Regel gelten, So ließe sich z. B. wohl schwer beim Fleischer-, Leimsieder-, Abdeckergewerbe das Poetische nachweisen. Allein könnte nicht von den Fortschritten der Civilisation zu erwarten sein, dergleichen bisher allerdings unentbehrliche Handthierungen etwa durch chemische Operationen oder mechanische Vorrichtungen nach und nach einer solchen Reform zu unterwerfen, daß der Mensch wenig oder gar nicht mehr

nöthig haben wird, dabei unmittelbar Hand anzulegen, und diese Zwecke sich durch ähnliche neue Erfindungen ohne seine materielle Zuthat erreichen lassen werden? Dies liegt gewiß nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, zumal bei den Fortschritten, welche in neuester Zeit im Fache der Chemie und Mechanik stattfinden. Könnte dann nicht die Nothwendigkeit solcher Beschäftigungen allmählig größtentheils oder vielleicht ganz verschwinden und niemand mehr nöthig haben, sich damit so ausschließlich zu befassen, als es der Zeit noch geschehen muß? Dann brauchten keine Individuen mehr dergleichen, zumal als ausschließendes Geschäft zu treiben und könnten ihre Thätigkeit auf Edleres werfen, was auch Poesie hätte. Als leiser Anfang solcher Operationen können z. B. jene gelten, welche der neuesten Chemie in Montfaucon bei Paris gelingen; hier befindet sich nämlich der Schindanger für ganz Paris, wohin alle todten thierischen Körper geschleppt wurden, in Fäulniß übergingen und die Luft meilenweit in die Runde verpesteten, und wo man nun solche mephitisch ausdünstende Substanzen durch chemische Bereitungen schnell verkohlt, und zersetzt, daß dabei fast aller Geruch vermieden und daraus verschiedene chemische Präparate gewonnen werden, so daß man sich schmeichelt, jenes, wegen seiner pestilenzialischen Ausdünstungen so sehr verrufene Dorf Montfaucon, wo nur tausende von Ratten hausen, binnen wenigen Jahren zu einem angenehmen, freundlichen Wohnorte für

Menschen umzuwandeln. Um wieviel weniger Menschen werden sich da nicht mit ekelhaften, wahrlich unpoetischen Gewerben zu befassen brauchen, die ihre Thätigkeit dann anderen Zwecken zuwenden können! — Eine andere Frucht wachsender Civilisation unter den einzelnen bürgerlichen Ständen, welche in kalobiotischer Hinsicht hohe Beachtung verdient, dürfte ferner zweckmäßigere Benützung der freien Zeit, der sogenannten Mußestunden, sein, die jedem Stande gegönnt ist und gegönnt sein soll. Noch scheint es im Ganzen nicht an der Zeit, den einzelnen Ständen mehr Muße zu lassen, als sie bisher genießen, denn die Bildung ist noch nicht allgemein und weit genug, daß Muße nicht zu Ausschweifungen und Verirrungen aller Art mißbraucht werde. Bei den Meisten, welche unbeschäftigt wären, würde sie nur zum Müßiggang, bekanntlich aller Laster Anfang, führen. Muße gehörig zu nützen, setzt schon höhere Bildung voraus.

Je weiter aber die Veredlung des Menschengeschlechtes vorschreiten wird, einen desto edleren Charakter werden die Erholungen des Einzelnen in solchen Freistunden annehmen, und desto veredelnder werden diese Vergnügungen wieder auf sein Wesen einwirken. So werden sich z. B. bei den niederen Ständen Fraß und Völlerei und die sonst bei ihnen üblichen Ausschweifungen immer mehr vermindern, und es wird überhaupt bei jedem einzelnen Stande, höherer und niederer Klasse, das reine Gold

seiner poetischen Eigenthümlichkeit immer gediegener, immer anschaulicher hervorleuchten.

Diese poetische Eigenthümlichkeit und Geltung jedes einzelnen Standes der Gesellschaft eben ist es, welche der Dichter und in seinen Fußstapfen der Kalobiot, ja fest im Auge behalten soll, um sie dem Individuum so anschaulich und gediegen reizend zu machen, als möglich. Denn dies heißt sodann, den Daseinsgenuß des Einzelnen wahrhaft erhöhen, indem man ihm so mit seiner Lage zufrieden macht, und den in unserer Zeit so regen Dämon steter Unzufriedenheit mit seiner Lage steten Aufwärtsstrebens nach Würden und Reichthümern niederhält, worin doch fürwahr der Schlüssel zum eigentlichen Lebensglücke nicht liegt, da es so wenig von uns abhängt, dergleichen zu erlangen und selbst im günstigen Falle Glück nur all zu oft errungene Last wird, so wenig uns dies auch früher geschienen hat. Welch ein schöner Schlüssel zur Erhaltung von Ruhe und Ordnung in einem Staate ist es daher dem Einzelnen das Poetische seines angebornen Standes recht vorzuführen, und ihn so damit immer zufriedener machen! Wiedererweckung der alten Meistersänger unter zweckmäßigen Modifikationen in dieser Tendenz möchte sich als vorzüglich geeignet hierzu empfehlen.

c) Staatskalobiotik.

Nur im ersten Augenblicke könnte diese Ueberschrift

hochtrabend scheinen. Bei näherer Prüfung aber wird man bald finden, daß sie sich hier wohl rechtfertigen lasse, und Staatskalobiotik eigentlich zunächst bloß schon Bestehendes zum Gegenstand habe, was hier etwa nur neu aufgefaßt und betitelt vorkömmt.

»Panem et Circenses«, »Brod und Cirkusspiele«, schrie das römische Volk im Alterthum, und schreit es im Grunde noch heutigen Tags, wie überhaupt jedes Volk, wenn man unter Circenses, wie es eigentlich zu verstehen ist, Befriedigung des kalobiotischen Bedürfnisses versteht, welches jeder Menschenbrust innewohnt. Brod, wie alles physisch Unentbehrliche, ist freilich das erste Bedürfniß, dem zunächst ist aber gewiß Befriedigung des kalobiotischen Sinnes im Menschen eines seiner dringendsten Bedürfnisse. Nie wird es ungestraft vernachlässiget, dies sahen die weisesten Herrscher aller Zeiten ein, und sorgten deshalb dafür; wo aber jene Vernachlässigung eintritt, geräth der Mensch nur all zu leicht auf verderbliche Abwege. Einen traurigen Beleg zu dieser Behauptung dürften wir z. B. in manchen Theilen Italiens finden, wo der so große Hang zu Straßenräubereien und Verbrechen überhaupt unter anderen Ursachen, als da sind, daß der gemeine Mann dort nur Pächter oder gar Tagelöhner, aber kein Grundbesitzer ist, ihm folglich die Kalobiotik des Besitzers fehlt, die von so vielem Schlechten abhält, auch guten Theiles dem Mangel an gehöriger Befriedigung des ka-

lobiotischen Bedürfnisses bei der niederen Volksklasse zugeschrieben werden dürfte. Aus Mangel an erlaubten geregelten Vergnügungen, wofür in solchen Theilen Italiens oft zu wenig gesorgt ist, verfällt der gemeine Mann dort all zu leicht in Ausschweifung beim Genuß des Weines, der Liebe u. dgl. auch mehr, um die Gegenwart zu vergessen, die ihm reizlos ist. Hiezu aber wird Geld in einem Grade nöthig, der seinen Erwerb weit übersteigt. Was leichter also, daß er versucht wird, es sich so dann auf verbrecherischem Wege herbeizuschaffen. Während z. B. in Deutschland das gemeine Volk nach mäßiger Arbeit sich Sonntags bei Musik und Tanz des Lebens freuet, verhält es sich in jenen Theilen Italiens ganz anders, wo nach einer Woche mühseliger langer angestrengter Arbeit dem gemeinen Manne keine andere, als die traurige Erholung zu Theil wird, Sonntags nach beendigtem Gottesdienste vor der Kirche auf dem Platze unter trägem Gespräche sitzen zu bleiben, während die Weiber jener Volksklasse ihren Nachmittag mit dem Rosenkranze mechanisch in der Hand auf dem Gottesacker knieend zubringen.

So ist in der Regel von einem erlaubten so sehr belebenden Umgang der beiden Geschlechter unter elterlicher Aufsicht bei der dortländigen Jugend fast keine Rede. Darum artet er auch all zu leicht in unerlaubten verstohlenen Umgang hinter dem Rücken der Eltern aus, und man findet in der italienischen vielleicht noch mehr,

als in anderen Theaterliteraturen als vorzügliches Lieblingsthema behandelt, wie alte Leute beim Ueberwachen der Jugend hintergangen werden, um dadurch das Vergebliche solcher Ueberwachung recht anschaulich zu machen. Sind z. B. nicht in den unzähligen Harlequinaden, welche die italienische Literatur besitzt, Harlequin und Colombina rastlos damit beschäftigt, ihren Bewacher Pantalone zu prellen?

Im heutigen Frankreich — könnte man hier einwerfen — ist genug für Befriedigung des kalobiotischen Bedürfnisses durch Volksfeste, und Vergnügungen aller Art gesorgt und dennoch kann man nicht behaupten, das Volk sei darum sittlicher, edler als andere, und wäre vielmehr versucht, das Gegentheil zu behaupten. Hierauf aber antworten wir: dortlands werde zu häufig bald durch das eine bald durch das andere Agens zu verderblich auf öffentliche Sittlichkeit eingewirkt, was sodann jenen Volksvergnügungen alles Edle, folglich auch Veredlende benimmt, und sie zu verderblichen öffentlichen Zerstreuungen herabsetzt, welche, zumal bei ihrer Menge, das Volk nicht nur nicht veredlen, sondern vergnügungssüchtig machen, und geradezu verderben. Indessen kann anderseits wohl berücksichtigt werden, das französische Volk dürfte ganz ohne öffentliche Vergnügungen noch auf bei weitem Verderblicheres verfallen, und diese möchten daher jedenfalls Ableitung von noch Schlimmerem sein.

Wie sich nun der Einzelne, zumal wenn er ein feuriges Temperament hat, bei freudenleerem Müßiggange leicht auf Verderbliches wirft, so wird in einem solchen Zustande eine ganze Volksklasse eben so leicht zu Aehnlichem verleitet. Hat der gemeine Mann bei seiner geringen Bildung sich des Sonntags auf nichts Erlaubtes ihm Interessantes zu freuen, greift er gar leicht nach Unerlaubtem, dem alten Sprichwort gemäß: »Müßiggang ist aller Laster Anfang!«

Panem et Circenses, heißt es also noch heutigen Tages, womit aber keineswegs etwa bloße Zerstreuung der Maße gemeint ist, damit sie auf nichts Unrechtes verfalle, wie z. B. die alte Republik Venedig Volksbelustigungen, ja Liederlichkeit und Ausschweifung deshalb, so zu sagen aus einem bloß polizeilichen Grunde, nicht ungerne sah, sondern wir verstehen darunter, eigentliche Verschönerung des öffentlichen Lebens der Gesammtheit in dem von uns gleich Anfangs erklärtem Sinne, wodurch es auch zugleich veredelt wird. Der Inbegriff dessen, was ein Staat zur Verschönerung des Lebens der Gesammtheit seiner Bürger thut, und sonst dafür von Staatswegen geschieht, kann Staatskalobiotik genannt werden, so wie unter Nationalkalobiotik dasjenige zu verstehen sein dürfte, was sich in einer Nation, als solcher, zur Verschönerung ihres nationellen Lebens im Ganzen entwickelt. Zur Staatskalobiotik möchte daher alles gehören, was direct oder indirect

den ästhetischen Sinn der Gesammtheit der Staatsbürger belebt, um dadurch ihren Lebensgenuß zu fördern, als z. B. Theater, Musikconservatorien, Akademien der bildenden Künste, Gemäldegallerien, Bibliotheken, Stadt- und Landesverschönerung durch Aufführung von Gebäuden, durch Pflanzungen oder Volksgärten, Volksfeste, Feier von Jahrestagen gewonnener Schlachten, insofern diese bloß Nothwehr waren u. dgl. Die Feier blos muthwilliger Siege wären nicht kalobiotisch zu nennen, da sie gegen das Moralgesetz streiten würden, so wie man es unmoralisch finden müßte, wenn der Einzelne jährlich das Andenken des Tages feiern wollte, wo er im blos muthwilligen Kampfe einen Unschuldigen erschlagen hätte. Die olympischen Spiele der alten Griechen, wie auch größtentheils die Lustturniere, dann die sogenannte Buhurte im Mittelalter gehören ebenfalls zur Staatskalobiotik. Doch ist alles dies eigentlich mehr zur gestaltenden Staatskalobiotik zu rechnen, und wir erwähnen dessen nur hier, um im Allgemeinen den Begriff von Staatskalobiotik anschaulich zu machen. Für auffassende Staatskalobiotik, welche den Gegenstand dieses Hauptstückes bilden soll, ist bisher meist nur noch bruchstücksweise geschehen, wie wir z. B. in Gelegenheitsgedichten beim Antritte, bei Vermählungen von Landesherren, in Kriegsliedern, Theaterstücken u. dgl. niedergelegt finden, wo Staatsinteressen, als solche poetisch aufgefaßt erscheinen. Meistens

hat man aber, wie die Tagspolitik sattsam zeigt, bisher noch immer zu sehr mit materiellen Einrichtungen der Staaten, mit Equilibrirung der einzelnen Elemente, woraus sein Bau besteht, zu schaffen, als daß man viel Zeit hätte, sich mit schöner Auffassung des Staatsverhältnisses als nothwendiger wohlthätiger Form der menschlichen Gesellschaft zu befassen, was erst künftigen, klareren Generationen vorbehalten bleiben möchte, wo auch der Begriff einer Staatskalobiotik im Allgemeinen geläufiger und populärer geworden ist und man ihre praktische Wichtigkeit für öffentliche Wohlfahrt, Veredlung und Ruhe noch mehr beherzigt haben wird. Für auffassende Nationalkalobiotik ist z. B. bei den alten Griechen durch die Illiade und Odyssee, bei den Deutschen durch das Niebelungenlied schon mehr geschehen, welche Heldengedichte zugleich Nationalgedichte sind, worin unter vielem Grausamen, folglich Unschönen, was der damaligen rohen Zeit angehört, doch auch schöne Züge nationellen Lebens, nationeller Kraft und Sitte, dem betreffenden Volke gleichsam im reinen Spiegel der Poesie zum ästhetischen Genusse der Selbstbeschauung vorgehalten werden. Staats- und Nationalkalobiotik mußten hier getrennt betrachtet werden, weil oft im Staate mehrere Nationen, eine Nation dagegen mehrere Staaten in sich faßt, die zwei Eintheilungen des Menschengeschlechtes nach Staaten und Nationen daher nicht immer übereinfallen.

d) Weltkalobiotik.

Wenn schon der Begriff einer Staats- und Nationalkalobiotik bisher noch neu und unpopulär erscheint; so ist dies bei jenem einer Weltkalobiotik noch weit mehr der Fall. Hierunter verstehen wir alles, was für Lebensverschönerung der Menschheit im Allgemeinen, abgesehen von Nationalität, Rang, Stand u. s. w. geschieht. Hier sind im Ganzen bisher fast nur noch Anfänge nachzuweisen. Besonders Wenige sind noch Anstalten in der Welt zu finden, welche den ausschließlichen Zweck hätten, das Leben der Menschheit im Allgemeinen zu verschönern. Als solche lassen sich höchstens das Erscheinen von Druckschriften in jener Tendenz nennen, welche allen Nationen ohne Unterschied, zum Ankaufe dastehen, oder etwa Anstalten, welche blos Naturgenuß für Jedermann ohne Unterschied zum Zwecke haben, wie z. B. das Hospiz auf dem Rigikulm in der Schweiz u. dgl.

Auch gehören die meisten oben erwähnten Schöpfungen der Staatskalobiotik hierher, insoferne sie, obschon zunächst für das Bedürfniß der Staatsbürger berechnet, doch auch zum Genusse für die Menschheit überhaupt dastehen. Eben so können in diesem Sinne, als Anstalten für Weltkalobiotik, die in unserer Zeit zu Stande gebrachte große Leichtigkeit des Reisens durch Dampfbote, Eisenbahnen, Verbesserung der Straßen

überhaupt betrachtet werden. Sie sind freilich zunächst für Belebung des Verkehrs der Nationen in Bezug auf Handel und Wandel berechnet, dienen aber auch zugleich für Lebensverschönerung der Menschheit überhaupt. Dies sehen wir an der eigenthümlichen Gattung heutiger Reise-Literatur, die sich daraus entwickelt, wo es jetzt sogar Damen möglich wird, die civilisirte Welt ohne sonderliche Mühseligkeit zu durchreisen, was uns bereits an den Schriften einer Hahn-Hahn so schöne Früchte trug. Badeorte und die daselbst gegründeten Annehmlichkeiten zur Verschönerung und Bequemlichkeit des Lebens, welche in neuester Zeit täglich mehr gewinnen, gehören im Grunde nicht minder hierher, da sie für Jedermann ohne Unterschied, folglich für die Menschheit im Allgemeinen dienlich sind, obschon die erste Veranlassung zu solchen Schöpfungen, Gründung von Anstalten zur Heilung von Uebeln der Zweck war, wozu sich aber allmählig auch Anderes in kalobiotischer Tendenz gesellte. So wie einer richtigen Theorie Praxis voranzugehen pflegt, eben so muß der auffassenden Kalobiotik, die gestaltende zum Theil vorangehen, obschon diese durch jene wieder einen neuen weiteren Aufschwung erhält. Solches gilt vorzüglich auch von der Weltkalobiotik. Auch hier ist unbewußtes Gestalten in dieser Tendenz dem Auffassen vorangegangen und Letzteres entwickelte sich erst später allmählig durch jene unbewußten, weltkalobiotischen Schöpfungen angeregt. Erst durch das

Christenthum ward die Idee populärer, die Menschheit als ein einziges Ganzes zu betrachten. Nur von daher kann also die Idee einer Weltkalobiotik beginnen, ins Leben zu treten. Sonach lassen sich in der Geschichte auch nur von jenem Zeitpunkte an einzelne Anfänge von gestaltender Weltkalobiotik nachweisen, wie z. B. die Kreuzzüge, welche nebst ihrer eigentlichen religiösen Tendenz auch noch das Gute bewirkten, die einzelnen gebildeteren Nationen der Weltzunft mit einander bekannt zu machen und in ihnen den Gedanken einer einzigen, christlichen Gemeinde zu wecken, woraus sich mit der Zeit eine einzige christliche Menschheit zu entwickeln hätte, welche Idee, so sehr sie mitunter auch im Laufe der Begebenheiten bisweilen unterzugehen schien, dennoch wieder als fortwährendes leitendes Prinzip auftaucht.

Als auffassende Weltkalobiotik kann die ganze schöne Literatur aller Nationen gelten, wo sie die schönen Interessen der Menschheit überhaupt in ihren verschiedenen Beziehungen zum Gegenstande nimmt, und die in Schwung gekommene, mitunter sehr beliebt gewordene Idee des Kosmopolitismus hat, in der höchsten Vollkommenheit ihrer Ausbildung gedacht, eigentlich wohl nichts als gestaltende Weltkalobiotik zur Tendenz. Bisher ist dies freilich noch sehr wenig sichtbar, wo den Kosmopoliten noch die Aufgabe zu sehr in Anspruch nimmt, die blos materielle und sittliche Wohlfahrt der Menschheit auf einen gewissen befriedi-

genderen Punkt zu bringen. Dies ist allerdings conditio sine qua non jeder eigentlichen Lebensverschönerung. Allein diese kann und soll mit dem Streben nach sittlicher, materieller und wissenschaftlicher Entwickelung der Menschheit gleichzeitig verbunden werden; denn Lebensverschönerung fördert auch jenes dreifache Streben, welches uns beseelen soll; es ist daher unsere Pflicht, selbe auch als Mittel zu gedachtem Zwecke anzuwenden. Daher müßte der heutige Kosmopolit, so sehr er das geistige und materielle Wohl der Menschheit gleich seinen Vorgängern stets im Auge zu behalten hat, doch schon einen Schritt weiter thun, und auf Lebensverschönerung der Menschheit im Allgemeinen, nicht nur als Mittel zum Zwecke, sondern als Zweck selbst sein besonderes Augenmerk richten.

III. Abschnitt.

Kalobiotik dem Klima nach.

Das Klima bildet einen der vornehmsten Eintheilungsgründe der Kalobiotik, da die Eindrücke und Anschauungen in verschiedenen Weltgegenden nothwendig auch verschieden sein müssen; so muß wohl die Auffassung des Lebens folglich die auffassende Kalobiotik ebenfalls so ausfallen. Es muß sich daher der Norden und Süden in kalobiotischer Hinsicht sehr bedeutend unterscheiden. Bonstetten sagt in seinem meisterhaften Buche über »den Menschen im Norden und im Süden:

»In den nördlichen Ländern ist man glücklich, wenn man nicht leidet; man versteht es, da sich der Abwesenheit des Uebels zu freuen. Wenn die Stürme heulen, wenn der Schnee die Aussicht hemmt und die Erde deckt, dann fühlt der Familienvater, indem er sein Weib, seine Kinder, sein Haus und seinen wärmenden Heerd geschützt sieht, alle seine Freuden um sich versammelt; er weiß in der Hoffnung zu leben und sich Genuß in seinen Gedanken zu schaffen; je weniger Quellen des Glückes die Natur ihm gibt, je mehr findet er in seinem Herzen, in seinem Geiste, im Schooße der Seinen, in Allem, was ihn eng umschließt. Im Süden dagegen schätzt man die Abwesenheit des Uebels

weniger; der positive Genuß, das Vergnügen ist es, was man überall und immer sucht. Wie ein König des Weltalls, findet der unter einem immer reinen und heiteren Himmel lebende Mensch des Südens jeden Tag neue Blumen und neue Früchte. Geblendet von dem Glanze und der Gegenwart des Lebens, berauscht von den nicht idealen, aber sinnlichen Genüssen, gibt es für ihn keine ferne Zukunft und keine Reize der Erinnerung.«

Wieder irgendwo anders sagt Bonstetten in jenem Buche:

»Das Glück des Südländers besteht aus äußeren Gegenständen; der Bewohner des Nordens findet es in sich selbst. Aehnlich dem Schmetterlinge genießt jener den Nektar der Blumen, die sein glücklicher Boden trägt; der Mensch des Nordens gleicht dagegen der Biene, indem er seinen Geist mit dem Honig nährt, den er in der Blüthenzeit sammelt.«

Aus diesen beiden Stellen möchte sich wohl jeder Unterschied zwischen der Kalobiotik des Nordländers und jener des Südländers erklären lassen. Dieser lebt mehr nach Außen, jener mehr nach Innen. Wenn wir nun von solchem Standpunkte aus die einzelnen Rubriken der früheren zwei Abschnitte, nämlich der Kalobiotik dem Objekte und der Kalobiotik dem Subjekte nach, durchgehen; so ergibt sich ungefähr folgendes Resultat:

Des Menschen Kalobiotik im Süden und Norden, obschon in ihren allgemeinen Prinzipien gleich, muß doch nothwendig in den beiden Himmelsstrichen dem 1) Objekte nach bedeutend verschieden sein. Wir theil-

len in dieser Beziehung die Kalobiotik (s. I. Abschnitt) in jene ein, welche α) das wirkliche äußere Leben, und in jene β) welche das Denkleben, das innere Leben zum Gegenstande hat; es springt von selbst in die Augen, daß Beide im Norden und im Süden nicht dieselben sein können, wenn wir nämlich die oben angeführten Stellen aus Bonstetten gehörig beherzigen. Daß Kälte und Wärme die Länder bedeutend modificiren und jene, wo Kälte den größten Theil des Jahres waltet, sich in fast allen Beziehungen fühlbar von den Ländern unterscheiden müssen, wo im Gegentheil Wärme vorherrscht, bedarf wohl nicht erst einer Nachweisung. Hieraus ergiebt sich der Unterschied Beider in Bezug auf das materielle Leben. Wo der Mensch wohnt, als im Freien lebt, da muß nothwendig auch der Geschmack, der Begriff von Lust und Glück eine bedeutend andere Richtung erhalten. Darum kann die Kalobiotik, insoferne sie das wirkliche materielle Leben zum Gegenstande hat, beim Bewohner des Südens, und bei jenem des Nordens fürwahr nicht dieselbe sein, und muß sich in den meisten wesentlich unterscheiden. Gleich bleiben nur die allgemeinen Principien, welche in der Menschennatur überhaupt liegen und unveränderliche Grundzüge derselben bilden, somit auch ein Absolutes der Kalobiotik begründen, woran sich nur die Erscheinungsform modificirt. Der Südländer hat z. B. von dem Genusse keinen rechten Begriff an kalten Winterabenden traulich im

warmen Stübchen unter anziehenden Gesprächen behaglich beisammen zu sitzen, der Nordländer keinen von dem Behagen, Tage lang am Meeresufer auf dem Rücken zu liegen, in den lieben blauen Himmel hineinzustarren, und die balsamische Luft zu trinken, unbesorgt um heute oder morgen.

Ein Gleiches findet auch bei der Kalobiotik statt, welche das Denkleben zum Gegenstande hat. Da dieses größtentheils von den Anschauungen gebildet wird, welche der Mensch von der Außenwelt her erhält, so muß es sich verschieden gestalten, wo es verschiedene Eindrücke empfängt. So finden wir denn auch mit Ausnahme der allen Menschen gemeinschaftlichen Denkgesetze, im Süden und im Norden einen bedeutenden Unterschied nicht nur in Ansichten der Auffassung, sondern in den Operationen des Denkens selbst. Der Südländer denkt z. B. schneller, aber auch oberflächlicher, der Nordländer meist langsamer aber gewöhnlich gründlicher, tiefer. Wohl findet man unter Franzosen und Italienern viel heitere Greise, aber sie sind es doch mehr, die Erstern ihres leichten Sinnes, die italienischen Greise ihres lebhaften Temperaments wegen, eigentliche Heiterkeit bei Geistesbildung bemerkt man doch weit häufiger bei Greisen in nördlichen Gegenden. Nicht minder verschieden im Süden und Norden muß des Menschen Kalobiotik dem 2) Subjekte nach sein; (s. II. Abschnitt) und zwar a) Kalobiotik des Individuums. Bei so verschiedener Außen-

welt, in der er lebt, müssen Geschmack und Wünsche beim Südländer und Nordländer meist wesentlich verschieden sein. Dies muß sich daher sowohl α) bei den vier Lebensaltern, als β) bei den beiden Geschlechtern zeigen, und bedarf ebenfalls keiner weitern Auseinandersetzung. Gelegentlich sei hier nur in Bezug auf Lebensalter noch bemerkt, daß im Norden weit eher heitere Greise zu finden sind, als im Ganzen im Süden, weil eben der gebildete Nordländer in der Regel mehr dem geistigen, als dem sinnlichen Genusse lebt, dieser aber den alternden Menschen weit eher verläßt, als jener. Wer, wie häufig im Süden geschieht, sein Glück bloß in sinnlichen Vergnügungen sucht, der muß natürlich mit der Abnahme an Fähigkeit diese zu genießen, sein Alles verlieren, und wird deshalb weit eher trübsinnig, als jener, welcher noch geistige Genußfähigkeit behält.

In Betreff der Kalobiotik der beiden Geschlechter sei ferner hinsichtlich der Liebe, so zu sagen ihrer Blüthe, hier bemerkt, daß wir sie im Süden meist sinnlicher, weniger dauerhaft, aber glühender, hingebender, im Norden dagegen geistiger, dauernder, aber kälter und berechneter finden. Hieraus nun ergibt sich der bedeutende Unterschied:

b) der Kalobiotik der Gesellschaft im Süden und im Norden, denn die α) Familien-Kalobiotik erscheint uns, nach dem angedeuteten Unterschiede der

Liebe in den beiden Himmelsstrichen, im Süden, wo die Liebe in der Regel heftiger, jedoch von weniger Dauer ist, nicht so innig wie im Norden, wo Liebe, die Grundlage des Familienlebens, anhaltender ist, was natürlich die einzelnen Familienglieder auch inniger an einander ketten muß, denn dort ist ihnen das Zusammenleben Bedürfniß, während man im Süden mehr auseinander lebt, einer nicht so an den anderen geschlossen ist, was daher nothwendig auch unsere Ansicht über das Familienleben, unser Behagen daran sichtbar modificiren muß. Wo das Leben überhaupt leichter ist, folglich das Individuum von Anderen unabhängig da steht, da ist das Bedürfniß an Corporationen auch geringer, was wieder einen wesentlichen Unterschied in das Ständeleben, folglich β) in die Kalobiotik der Stände im Vergleich zum Norden bringen muß, wo das Klima die Vereinigung von Kräften und Zusammenhalten gebietet; daher gab es im Süden nie ein so ausgebildetes Zunftwesen, wie z. B. in Deutschland, nie eine Meistersängerei als Beweis poetischer Auffassung des materiellen Handwerkslebens. Daher finden wir auch im Süden meistens weniger eigentliche Geselligkeit, als im Norden. So wie das Band der Familien, muß auch jenes der Stände lockerer ausfallen, und es müssen sich die Ansichten des Südländers darüber von jenen des Nordländers, folglich die Ständekalobiotik in den beiden Himmelsstrichen bedeutend verschieden ausbilden, da

beide auf sehr verschiedenen Anschauungen und Ansichten beruhen. Finden wir doch selbst bei uns die Geselligkeit des Winters, wo Alles mehr beisammen leben muß, und jener des Sommers, wo man sich doch mehr zerstreut, ganz anders. Ungefähr so verhält es sich im Großen mit der Geselligkeit des Nordens und jener des Südens. Da ferner der Staat, wie eine Nation zunächst aus Familien und Ständen besteht, so muß der nachgewiesene Unterschied zwischen den Völkern des Südens und jenen des Nordens natürlich auch auf die südlichen und nördlichen Staaten übergehen und daher auch nicht minder:

γ) an der Staatskalobiotik sichtbar werden, worüber demnach die Ansichten des Süd- und Nordländers ebenfalls bedeutend verschieden erscheinen werden. Im Süden wird das Leben im Freien, das öffentliche Leben überhaupt, im Norden das häusliche Leben mehr vorwalten, was nothwendig Ansichten, Wünsche und Lebensauffassung der betreffenden Staatsbürger verschieden gestaltet.

δ) Die Weltkalobiotik endlich, wie wir sie oben definirten, hätte dagegen die Aufgabe, den Geschmack des Südländers und jenen des Nordländers mehr zu verschmelzen, so viel es das Klima zuläßt, damit, so viel thunlich, der Eine sich mit Genüssen des Anderen mehr befreunde, der Eine auch die Genußweise des Anderen theile, und hiedurch die Summe seiner Genüsse

vermehre, denn sie hat die Menschheit als ein Ganzes zu betrachten, dem sie das Dasein im echten Sinne möglichst freudig machen soll. So z. B. sehen wir bei der heutigen Leichtigkeit zu reisen — einem der Haupt-Förderungsmittel für Weltkalobiotik — bisweilen Südländer nach dem Norden reisen, dort die Reize des Familien- und innern Lebens kennen lernen und sodann bei ihrer Heimkehr als Familienväter in ihrem eigenen Haushalt etwas Aehnliches anstreben, so wie die Nordländer nach dem Süden reisen, dort seine Genüsse kennen lernen, mildere, lieblichere Sitten annehmen, die sie sodann mit nach Hause zurückbringen, womit sie wieder zum Frommen und auf Veredlung ihrer Umgebungen unbewußt einwirken. So finden wir im Sommer auf dem Rigikulm in der Schweiz Reisende aller Nationen, aus Süd und Nord beisammen, das Naturfest des Sonnen-Auf- und Unterganges gemeinschaftlich begehend mit Thränenblicken, im Genusse der Aussicht schwelgend und ringsum nach der unten liegenden Gotteswelt in ihrer Verklärung blickend! Lauter verschmelzende Weltkalobiotik!

Was endlich den O s t e n und W e s t e n betrifft, so bewirkt an der Kalobiotik der Bewohner dieser beiden Weltgegenden das Klima, insofern dieses von der Einwirkung der Sonne auf unsern Erdball herrührt, keinen Unterschied, indem ersterer, sich bekanntlich alle 24 Stunden um seine Achse drehend, zwischen seinen beiden Polen, je nachdem es die einzelnen Zonen mit sich bringen

von der Sonne auf seinen beiden Hälften gleichmäßig beschienen wird, die Temperatur folglich daselbst nur wegen Beschaffenheit der Erdoberfläche, nicht aber eben durch Einwirkung der Sonne, Modifikationen erleidet, was nur örtliche Unterschiede bildet, die keinen wesentlichen klimatischen Unterschied in der Lebensweise der Bewohner des Ostens und des Westens, folglich auch in ihrer Kalobiotik hervorbringen, wie wir ihn an jener des Südländers und Nordländers nachzuweisen hatten.

II. Theil.

Gestaltende Kalobiotik.

I. Abschnitt.

Dem Objecte nach.

1. Sofern sie das äußere (wirkliche) Leben zum Gegenstande hat.

Auffassende und gestaltende Kalobiotik finden sich noch selten bei demselben Individuum vereinigt. Wem Natur die Gabe kalobiotischer Auffassung in einem vorzüglichen Grade verliehen, oder wer dieselbe in sich entwickelt hat, der beschränkt sich gewöhnlich darauf, und denkt weiter nicht erst viel daran, sein äußeres Leben auch kalobiotisch zu gestalten. Meist begnügt er sich bloß mit dessen schöner Auffassung. Dies finden wir an so vielen Dichtern bestätigt, die bei den herrlichsten Conceptionen so wenig darauf bedacht sind, mit ihren Idealen auch das Reale mehr in Einklang zu bringen, daß sie lieber mit der Wirklichkeit im gänzlichen Zerwürfniß leben

und es vorziehen, sodann gegen die kalte Außenwelt, wie sie die Realität nennen, zu Felde zu ziehen, statt sich nur etwas auf die Kunst zu verlegen, eine gewisse Verschmelzung des Idealen und Realen anzustreben, wobei doch beide gut fahren, und die ausführbarer ist, als es beim ersten Anblicke scheint.

So gibt es wieder umgekehrt im Leben manche unbewußte gestaltende Kalobioten, sogenannte Menschen, die sich (ohne Vernachlässigung ihrer Pflichten) die Existenz angenehm zu machen verstehen, aber die Gabe kalobiotischer Auffassung des Lebens im Ganzen fast gar nicht, oder höchstens nur so viel besitzen, als unausweichlich vorangehen mußte, um das von ihnen angestrebte bruchstückweise zur Verannehmlichung ihrer täglichen Existenz zu realisiren.

Gott schuf dem Menschen das Vergnügen, und stattete ihn zugleich mit der Gabe aus, es vernünftig, d. i. veredelnd zu genießen. Da nun Veredelung überhaupt seine Pflicht ist, so muß auch vernünftiger Genuß des Vergnügens, als eines der bedeutendsten Mittel hiezu, für ihn Pflicht sein, was eben Aufgabe der Kalobiotik ist, und die praktische Wichtigkeit dieser Lehre begründet.

Der Mensch soll daher, so viel er kann, mag, und soweit es seinen Pflichten nicht widerstreitet, sich das Leben angenehm und so viel möglich veredelnd angenehm machen, d. i. verschönern; dies die Forderung unsers angebornen kalobiotischen Princips.

Wie nun dies anzustreben sei, hat die Kalobiotik zu untersuchen und anzudeuten. Natürlich kann hier nur von einer annäherungsweisen und von keiner vollkommenen Erreichung des Zieles die Rede sein, denn wie schon im ersten Theile der Kalobiotik bemerkt wurde, das wirkliche Leben ganz als Stoff zu beherrschen, wie der Künstler den Ton, übersteigt des Menschen Kräfte. Es kann sich daher nur um die Geschicklichkeit handeln, darauf nach unserem Zwecke möglichst einzuwirken.

Der vollständige Kalobiot, welcher wie oben bemerkt wurde, noch selten gefunden wird, bei wachsender Civilisation der Gesellschaft jedoch immer häufiger vorkommen dürfte, wird sich nicht blos mit kalobiotischer Auffassung des Lebens begnügen, sondern wird auch noch, seinem angebornen Trieb zur Lebensverschönerung nach, gestaltend darauf einzuwirken suchen, um es sich möglichst veredelnd angenehm zu machen. Ist er überdies nicht nur subjektiver, sondern auch objektiver Kalobiot, also dieser im höchsten Sinne, wird er dabei noch suchen das Leben überhaupt auch noch für Andere zu verschönern.

Um diesen Zweck zu verfolgen, handelt es sich zuvörderst darum, die Klippen wegzuräumen, welche sich kalobiotischem Streben gewöhnlich entgegen zu thürmen pflegen, und woran es oft gänzlich scheitert. Darunter sind z. B. die vorzüglichsten: drückende Nahrungssorgen, Berufsgeschäfte, gekränkter Ehrgeiz.

Freilich ist es Wenigen vergönnt, solche Klippen gänzlich zu meiden, allein sie minder gefährlich zu machen, steht weit mehr in unserer Macht, als wir beim ersten Anblick glauben.

Nahrungssorgen sind das erstickende Unkraut, welchem gar oft alle Kalobiotik gänzlich erliegt. Zu seiner Beseitigung gilt es nicht nur Arbeitsamkeit zur Gewinnung und Vermehrung unserer Subsistenzmittel, sondern auch die Kunst aus unserm Einkommen, was uns das Schicksal bescheert, gehörig Nutzen zu ziehen, damit klug zu verfahren. Wer z. B. 1000 Fr. jährlich Einkommen hat, soll sich nicht auf den Fuß setzen, diese ganze Summe zu verzehren, sondern — koste es ihm auch anfangs Mühe — so leben, als hätte er blos 7- bis 800 Fr. jährlich, und das Uebrige für unvorhergesehene Fälle aufbewahren. Dann wird er nicht nöthig haben, ängstlich jeden Pfennig seiner Ausgabe zählen zu müssen, um die Summe seines Einkommens nicht zu überschreiten, und in Schulden zu gerathen, was das Leben oft so kümmerlich macht, und hinreicht, es sich und seinen Umgebungen durch fortwährende Ermahnungen, üble Laune u. dgl. zu verbittern, allen Lebensgenuß zu verleiden, wozu die geringste unvorherzusehende Ausgabe hinreicht, die uns sogleich beengt.

Andere versehen es in dieser Beziehung wieder darin, daß sie sich eine Menge kleiner unnützer Ausgaben

erlauben, ohne darauf zu achten und zu bedenken, wie selbe am Schlusse des Jahres doch eine bedeutende Summe ausmachen, welche sich mit ihrem Budget keineswegs verträgt; noch Andere geben sich nicht die Mühe, die wahren Preise ihrer Bedürfnisse kennen zu lernen, daher sie diese meist überzahlen und damit manches Geld verschleudern; wieder Andere versäumen es aus Sorglosigkeit, ihre nöthigen Vorräthe fürs Haus an Holz, Mehl u. dgl. zur Zeit zu machen, wo solche Artikel am wohlfeilsten sind, oder geben mit ihren Familien Unverhältnißmäßiges für Unterhaltungen außer Hause, als Reisen, Landparthieen, Bälle, Theater u. dgl. aus, wie dies z. B. in dem lebenslustigen Wien öfter gefunden wird, weil sie es nicht gehörig verstehen, sich im Kreise ihrer Familien zu Hause zu unterhalten, wofür ihr Sinn minder entwickelt ist, oder weil sie die Mittel sich jene Lebensgenüsse wohlfeiler zu verschaffen, nicht gehörig zu benutzen wissen, welche das heutige Leben zur Erleichterung solcher Genüsse durch wohlgebaute Straßen, Eilwagen, Eisenbahnen, Dampfbote u. dgl. bietet. Assekuranzgesellschaften aller Art, Sparkassen u. dgl. machen es überdies dem Staatsbürger täglich leichter, mittels geringer periodischer Beiträge Haus und Hof zu sichern, ja sich und den Seinen für die Zukunft, auch ohne eigenes Vermögen eine sorgenlosere Existenz zu gründen, was doch wohl eine Hauptbedingung zu ihrer Annehmlichkeit bildet. Durch das Blühen der mecha-

nischen Künste wird es dem Individuum täglich leichter, gewisse Lebensbequemlichkeiten um einen weit geringeren Preis zu genießen, als er dies früher vermochte. — Endlich sind auch Viele allzu unvorsichtig mit ihrem Gelde darin, daß sie es theils aus Unüberlegtheit, theils aus Verlangen nach höheren Procenten ohne Hypothek anlegen, es dann oft verlieren, und sich in die größten Sorgen stürzen. — Dergleichen Vortheile gehörig benutzend dürften wir allmählig die angedeutete Klippe, nämlich Nahrungssorgen, nicht mehr, oder weit minder als sonst drohend für unser kalobiotisches Streben finden.

Was Berufsgeschäfte betrifft, so läßt sich z. B. hinsichtlich der Bureaukratie von der wachsenden Kultur hoffen, daß in den Geschäftsbetrieb überhaupt immer mehr Klarheit und Vereinfachung kommen werde, daß er wohl mehr Geschicklichkeit dafür aber weniger Zeitaufwand erheische, um dem Betreibenden mehr Muße zum eigentlichen Lebensgenusse übrig zu lassen. Auch kommt viel auf die Art an, ein Geschäft zu betreiben. Wer es sich z. B. durch damit in Verbindung stehende Nebenstudien interessanter zu machen weiß, dem wird es bei weitem nicht so drückend und ermüdend werden, als jenem, der es nicht so geistreich betreibt. — Auch kann hier als allgemeine Andeutung dienen: wer in der Stadt lebt, dem bietet die städtische Existenz überhaupt schon genug Nahrung zu Beobachtungen über Sitten, Bau der bürgerlichen Gesellschaft u. dgl. was sich durch Uebung immer

mehr schärft und anziehender gestaltet; wer dagegen auf dem Lande lebt, dem bietet sich wieder leicht zu anderen Studien, als Garten-, Wetterkunde, Mineralogie, Botanik u. s. w. die Gelegenheit, zu deren Benutzung sich dann Viele veranlaßt fühlen. — Wachsende Kultur vervielfältigt ferner täglich mehr die Zahl der bürgerlichen Erwerbsquellen im Staate, und wird allmählig bewirken, daß sich nicht mehr Alles allein nur zu Staatsdiensten drängt, wie bisher. Der hohe wissenschaftliche Geist, womit jetzt Handel und Industrie überhaupt betrieben werden, macht dem Gebildeten auch diese weiten Felder reizend, ehrenvoll und erwünscht genug, um sich auf ihnen zu versuchen, und dort Lebensunterhalt zu gewinnen. Wie Viele finden z. B. jetzt nicht durch Dienstleistung bei Fabriken, Eisenbahnen u. dgl. einen früher ganz unbekannten Erwerb! Wessen Berufsgeschäfte sitzendes Leben heischen, der unterlasse ja nicht, sich durch Bewegung in freier Luft zu erholen, die für ihn so überaus nöthig und erquickend ist; wer sich dagegen in seinem Berufe viel körperlich bewegen und anstrengen muß, der wird am zweckmäßigsten Erholungen mit körperlicher Ruhe wählen. So wird jeder aus Beiden durch seine Erholung getrachtet haben, ein gewisses unentbehrliches Gleichgewicht zwischen Körper und Geist wieder herzustellen, welches zugleich zur Verschönerung seines Lebens beitragen kann u. s. w.

Gekränkter Ehrgeiz. Wissen wir aus allen an-

gedeuteten, und den noch andern vom Leben dargebotenen Quellen zu seiner Verschönerung gehörig Vortheil zu ziehen, und durch Benutzung der gegebenen Winke, deren Ausgiebigkeit Selbststudium über die eigenen Verhältnisse in unserer Tendenz noch vielfach erhöht, auch besonders in ökonomischer Hinsicht manches geschickt wegzuräumen, was sich der Verfolgung kalobiotischen Zweckes feindlich entgegenstellt; werden wir gewiß auch, mit der eigenen Lage zufriedener, den Kränkungen des Ehrgeizes minder ausgesetzt sein. Täglich werden wir dann überzeugter werden, daß die Annehmlichkeit des Lebens eben nicht darin bestehe, reich zu sein, wie ein achtbarer Kritiker, der sich über unser Unternehmen aussprach, äußerte, oder bedeutende Stellen zu bekleiden, sondern in der Kunst, sich die Existenz mit jenen Mitteln zu verschönern, welche uns bereits zu Gebote stehen! Auch wird sich unser Ehrgeiz mehr beschwichtigt fühlen, wenn wir bedenken, daß bei wachsender Kultur ohnehin jährlich eine größere Zahl talentvoller gebildeter Individuen gezwungen wird, mit geringeren Erwerbsquellen vorlieb zu nehmen, und dies eine Maßregel der Vorsehung zu sein scheine, damit auch in geringere Sphären der Gesellschaft allmählig Bildung dringe. So sehen wir in England, Frankreich, Italien weit häufiger als in Deutschland sehr gebildete Menschen oft in ganz untergeordneten Anstellungen sehr zufrieden leben, weil sie die Kunst besitzen, selbst bei äußerst zähl-

baren Mitteln anständig und angenehm zu existiren, was ihnen bei wachsender Kultur des Allgemeinen täglich noch leichter wird, und worin wir Deutsche es noch nicht so weit gebracht haben, da wir jenen Nationen meist an Lebensgeschicklichkeit (savoir faire) nachstehen. Der Deutsche leidet noch viel zu sehr an Durst nach Rang, Ehre, Reichthümern, worüber jene Nationen, welche die Schwierigkeit dazu zu gelangen mehr einsehen, sich doch schon mehr beruhigt haben, daher unter ihnen schon mehrere sind, welche sich bescheiden gelernt. In Deutschland ist z. B. das, was der Engländer gentleman at large nennt, eine Existenzform, welche noch kaum dem Namen nach bekannt ist. Hierunter versteht der Engländer nämlich einen Mann von guter Erziehung, edler Denkart, der gerade nur soviel Vermögen besitzt, als nöthig ist, aus eigenen Mitteln anständig zu leben, ohne sich eben einem bestimmten Erwerbszweige widmen zu müssen und der solchen Vortheil blos dazu benutzt, sein Dasein edlem Lebensgenusse zu weihen. Ein gentleman at large in diesem Sinne würde bei uns nicht nur mit dem gewöhnlichen Pflastertreter verwechselt werden, wo man noch zu sehr gewöhnt ist, den Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft nur nach dem zu schätzen, was er dort vorstellt und materiell Nützliches leistet, als wenn er auf andere Weise nicht auch nützlich werden könnte, ohne eben mit seiner Beschäftigung zu einer der vier Fakultäten zu gehören, Doktor,

Rath, oder Bibliothekar zu heißen. Er unterscheidet sich vom bloßen Pflastertreter wesentlich dadurch, daß dieser nur nach Unterhaltung und Zeittödtung jagt, ohne die eigene reinmenschliche Entwicklung anzustreben, wozu wir eigentlich auf Erden sind. Der gentleman at large dagegen ist vor allem in der glücklichen Lage, echt kalobiotisch existiren zu können, da er nicht gezwungen ist, irgend eine seiner Kräfte auf Kosten der übrigen d. i. unharmonisch herauszubilden, um sich damit seinen Unterhalt zu erwerben; seine Aufgabe ist bloß zu leben, die eigenen Kräfte harmonisch zu entwickeln, zu veredeln, und seinen Lohn hienieden bildet der Genuß, welcher ihm daraus erwächst.

Allein er braucht hierbei nicht stehen zu bleiben. Er kann diese seine harmonische Ausbildung auch noch, durch bloßen Umgang, größentheils Andern mittheilen, denn es ist bekannt genug wie wohlthätig der Gebildete im geselligen Verkehr auf Andere einwirken könne, und hierin liegt daher ein Hauptmittel auf das Leben gestaltenden Einfluß zu üben, was eben Zweck dieses zweiten Theiles der Kalobiotik ist. Umgang mit schlechten Gesellen wirkt doch bekanntermaßen allmählig sehr nachtheilig auf uns. Warum sollte nicht eben so Umgang mit Guten und Edlen dagegen wieder veredelnd auf uns einwirken? Was waren die alten peripathetischen Philosophen Griechenlands im Grunde anderes als damalige gentlemen, welche ihre Schüler, worunter oft er=

wachsene Männer waren, durch bloßen Umgang bildeten! —

Freilich ist es Wenigen vergönnt, ohne weiteren Erwerb, bloß aus eigenen Mitteln jener Tendenz ausschließlich zu leben. Allein wir können doch streben, einem solchen kalobiotischen Ideale weit näher zu kommen, als wir thun, wenn wir uns nämlich einer gewissen Lebensgeschicklichkeit befleißigen. Wer z. B. sich nicht mehr zu verehelichen gedenkt und ein zu geringes Einkommen besitzt, um davon allein leben zu können, es aber durch einen Leibrentenkontrakt bis zu einem Betrage erhöht, der hinreicht, um seine Bedürfnisse zu decken, um bloß irgend einem Lieblingsstudium zu leben, der hätte schon einen kalobiotischen Kunstgriff angewandt, um sein Leben zu verschönern; eben so Jener, der das ganze Jahr über sparsamer lebt, als er sonst müßte, um jährlich eine Lustreise zu rein menschlichem Genusse unternehmen zu können, oder Jener, der sich im Staatsdienste mit einem minder glänzenden Fortkommen begnügt, um ein Lieblingsfach zu betreiben, als nach höhern Stellen zu trachten, die ihm hiezu keine Zeit übrig ließen, vorausgesetzt, daß ihn keine Pflicht binde zum Wohle einer Familie durch Erweiterung seines Auskommens zu sorgen, wo er dann nicht mehr auf sein besseres Fortkommen freiwillig verzichten könnte, ohne jene Pflicht zu verletzen. Wem das Schicksal vergönnte, ohne Pflichten der Art zu haben, bloß aus eigenen Mitteln

zu leben, und die schöne Gabe besitzt, das weite Lebensgemälde rein menschlich in seinen Geist aufzunehmen, wie in einen reinen Spiegel, und es getreu wieder zu geben, daß sich Jedermann daran erheitere, der in diesen Spiegel hineinblickt: Wer es versteht, Erfahrungen zu sammeln, sie zu einer richtigen Erfassung des Lebens zu benutzen, alle einzelnen Dinge darin in ihrem wahren Verhältnisse zu einander, im Zusammenhange mit dem Ganzen zu würdigen, sie nicht einseitig, z. B. bloß mit der Brille eines einzelnen bürgerlichen Standes, oder mit jener seiner Nation allein betrachtet, sondern sich unbefangen stets im Ueberblicke des Lebens erhält, und die Geläufigkeit besitzt, dem Dasein edlere Genüsse abzugewinnen, ohne in Uebersättigung zu gerathen, und dessen Wesen durch alles dies eine gewisse hellenische Freudigkeit und edle Lebenslust gewinnt, der bedarf nur noch allenfalls des Talentes, jenes Gefühl auch Andern im Umgange mitzutheilen, um sich mit voller Beruhigung, bei hinlänglichen Geldmitteln, blos auf die Existenz eines gentleman at large zu beschränken, ohne sich bei Vernünftigen dem Vorwurfe auszusetzen, als wäre er ein bloßer Müßiggänger ein fruges consumere natus! Er wäre vielmehr für höhern Lebensgenuß das, was der sogenannte gute Gesellschafter für bloße Unterhaltung ist, und wenn man Maler, Sänger, Tänzer, Musikvirtuosen nicht für unnütz hält, die ihr Leben bloß einer einzigen Kunst weihen, um

uns edlen Lebensgenuß zu bereiten, warum sollte man einen gentleman at large nicht für nützlich erkennen, dessen Umgang uns ein weit praktischeres Vergnügen gewährt. Es gibt einen materiellen und einen immateriellen Nutzen; der eines gentleman at large in angedeutetem Sinne ist letzterer Art, aber darum gewiß nicht minder bedeutend.

Somit hätten wir die vorzüglichsten Klippen der Kalobiotik besprochen, welche der Mensch wohl umschiffen lernen kann, die ihm aber doch stets drohen, da es nicht in seiner Macht liegt, sie gänzlich wegzuräumen. Dagegen hängt es gauz von ihm ab, andere Hemmnisse völlig zu beseitigen, welche dem ersten Anschein nach unbedeutend sind, aber gleichwohl der Kalobiotik nicht minder verderblich werden, als jene angedeuteten Klippen. Sie bestehen wesentlich, gerade herauszusprechen, in Vernachlässigungen des Aeußeren, der Form in unserem täglichen Leben.

Vernehmen wir auszugsweise, was ein anderer Schriftsteller (Kören, Winke zur Kunst, sich das Leben nicht zu verderben) hierüber Treffendes sagt:

In jenem so beherzigenswerthen Aufsatze heißt es nämlich:

»Wenn, wie Erfahrung täglich lehrt, allmählige Einwirkung des Häßlichen auf unser Thun und Lassen, auf unsere Alltagsexistenz nachtheiligen Einfluß übt, so muß nach demselben Gesetze auch allmähliges Einwirken des Schö-

nen am Ende wohlthätigen, gestaltenden Einfluß auf unser Leben gewinnen. Dies pflegen wir viel zu sehr zu übersehen und man verdirbt sich so das kurze, ohnehin oft geplagte Erdenleben. Viel zu wenig beachten wir jene Macht der äußeren sinnlichen Eindrücke, der Form. So beachten wir z. B. die Macht der Bewegungen unseres Körpers, über unser Inneres beinahe gar nicht, und kümmern uns daher auch gar nicht, über erstere Herr zu werden. Kommt doch die Stimmung zum Beten weit leichter, wenn man hinkniet, als wenn man ganz bequem auf seinem Sopha ausgestreckt liegt. Diese Macht der Bewegungen über unser Inneres ist sonach auch im Umgange mit Anderen, das ist bei der Geselligkeit, höchlich zu berücksichtigen und aus Vernachlässigung dieser Rücksicht entsteht uns weit mehr Unangenehmes, als wir im ersten Augenblick glauben.«

Ferner heißt es dort:

»Theilnahme an Anderen, zarte Aufmerksamkeit für das, was sie lieben, möglichste Entfernung dessen, was sie verletzt, mit einem Worte, der Ausdruck der Liebe, verbunden mit eigener Sicherheit und Würde, das ist der Sinn, die wahre Bedeutung der geselligen Form, welche der feine Ton heißt. Diesem haben wir ebenfalls nachzustreben, wenn wir mit Anderen angenehm leben, und hiedurch unsere Existenz verschönern wollen. Mangel an zarter Rücksicht, Verletzung des Gefühls der Schönheit und Liebe ist gar oft Grund von Entzweiungen in Ehe, Freundschaft und Geselligkeit. Freilich artet dies Streben bisweilen in hohle Förmlichkeit aus. Allein es kömmt von der andern Seite zu beherzigen, daß eine gewisse conventionelle, oft

willkührliche Gesetzgebung des guten Tones ein köstlicher Zügel der Rohheit, und für eine bequeme Existenz so nothwendig ist, wie der Criminalcodex zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit. Was man thut und sagt, ist oft bei weitem minder wichtig, als die Form, worin man es thut und sagt. Gesundheit der Seele heißt ihrem Wesen nach Tugend (das Taugende, Tüchtige) nach der Art, wie sie sich in der Erscheinung ausnimmt. Schönheit (von Scheinen) des Benehmens, und das selige Gefühl von Beiden ist inneres Glück, der Friede der Zufriedenheit. So heißt gesunder Blick in der Kunst: Geschmack, und wo es sich um die Form des Lebens handelt: Gefühl für das Schickliche. Diese Gabe gehört unablösbar zur Menschennatur, nur die Grade sind verschieden. Durch Uebung wird sie erhöht, Vernachlässigung erstickt sie.«

»Betrachten wir nun ferner,« sagt jener Schriftsteller, »wie jene geistige Gesundheit in der Gesellschaft erscheint, und wir haben die Schönheit in der Lebensform. Zum Schutze des Körpers ist der Schmerz gegeben, als treuer Wächter, die leiseste Gefahr zu melden; der Schutzgeist der Tugend ist das moralische Gewissen. Auch die Schönheit der Erscheinung hat ihren Genius nicht minder wachsam und unbestechlich, aber das ästhetische Gewissen redet leiser, weil sein Gegenstand zarter ist. Die Form ist unablösbar verbunden mit dem Handeln selbst. Sie durchdringt das Irdische, um es zu veredeln, denn im Irdischen sollen wir wirken: das Gefühl des Schönen kann füglich der Duft-Geruch des Schönen heißen. Darum verdient das ästhetische Gewissen praktisch und theoretisch einer weit sorgsameren Pflege, als ihm bisher zu Theil geworden ist, und es würde eigentlich zu jedem Kapitel der Ethik ein entsprechendes der Aesthetik gehören.

Die Kunst-Aesthetik ist geschaffen, die Lebens-Aesthetik wird nicht ausbleiben.«

Bis hierher wäre also zunächst von den Klippen die Rede gewesen, woran kalobiotisches Streben gewöhnlich scheitert, und von Sonstigem, wodurch es vereitelt wird, nämlich so zu sagen von dem negativen Theile der Kalobiotik, von dem, was dabei zu meiden ist.

Wir gehen nun zu dem positiven Theile, nämlich zu dem über, was zu thun ist, um kalobiotisch zu gestalten.

Unter dem Ausdrucke: kalobiotisch gestalten, verstehen wir: im wirklichen Leben hervorrufen, was der Existenz sittlich erlaubte Annehmlichkeit und zunächst veredelnden Reiz gewährt, d. i., was sie verschönert.

Von kalobiotischer Gestaltung gilt dasselbe, was wir im ersten Theile von kalobiotitischer Auffassung bemerkten, sie sei nämlich so unendlich, wie das wirkliche Leben selbst. Auch bei ihr wäre es daher ein lächerliches Unternehmen, alles erschöpfend aufzählen zu wollen, wodurch wir die Existenz verschönern können, zumal, als sich dies größtentheils auch nach den Individualitäten richtet, Manches für den Einen viel, für den Andern wenig, für den Dritten gar keinen Reiz hat, sich daher der Strahl des Lebensschönen beinahe in jedem Gemüthe anders modificirt, so zu sagen in einem andern Farbenprisma bricht, obschon es bei Allen im Grund derselbe

Strahl ist, den sie fühlen. Um über die Unendlichkeit aller möglichen kalobiotischen Realisirungen nur etwas Ueberblick zu gewinnen, versuchen wir ungefähr nur einige Eintheilungsgründe als Orientirungspunkte in diesem endlosen Meer anzunehmen.

Der einzelne Mensch sucht in kalobiotischer Tendenz entweder 1) Vorübergehendes oder 2) Bleibendes und Ersteres wieder entweder a) für sich oder b) auch für Andere zu gestalten. Zu dem, was er Vorübergehendes für sich gestaltet, gehört Alles, was er zu eigenem Genusse, zu eigenem Vergnügen Erlaubtes hervorruft, als z. B. Genüsse der schönen Natur oder Reiten, Jagen, Fischen, Tanzen, Leben auf dem Lande, Leben in der Stadt. Der Landbewohner sucht bisweilen Mannigfaltigkeit des Stadtlebens: Theater, complicirtere öffentliche Vergnügungen, um die Einsamkeit, seinen gewöhnlichen Zustand, zu unterbrechen. Dagegen sucht der Stadtbewohner, zumal wenn er Geschäftsmann ist, wieder ländliche Zurückgezogenheit, um von den Zerstreuungen des bei ihm gewöhnlichen Stadtlebens auszuruhen. Für ihn ist ländliche Einsamkeit oft Genuß, während der Landbewohner wieder städtisches Gewühl mit seinen tausenderlei Zerstreuungen sucht. So sucht das Individuum auch Erholungsreisen, Kunstgenuß u. dgl. zu seinem Vergnügen. Die meisten Vergnügungen angedeuteter Art dienen aber auch b) für Andere zum Genusse, wozu dann auch noch Weiteres

hinzutritt, als z. B. die Freuden der Geselligkeit, der Tafel, Routes, Spiele, Bälle, Theater, öffentliche Belustigungen aller Art, die eigenthümlichen Vergnügungen, welche eine jede der Jahreszeiten dem Menschen bietet, und zwar nach Verschiedenheit der Stände, des Geschlechtes. Letztere Gattung von Vergnügungen stehen häufig zugleich auch dem Individuum allein zu seinem besondern Genuß offen, gehören folglich auch unter a) u. s. w.

Diese bloßen Andeutungen machen wohl schon begreiflich, wie rein unmöglich es sei, alles aufzuzählen, was geeignet ist, dem Menschen Vergnügungen zu bringen, wie unerschöpflich reich daran das Leben sei. Zu möglichst scharfer Bezeichnung des wahren Begriffes einer rein kalobiotischen Tendenz geben wir hier nur noch dem Denker zur Ueberlegung, inwiefern z. B. das Jagen und Fischen als kalobiotische Vergnügung im strengen Sinne zu betrachten sei, da hievon doch immer ein gewisser Grad von Thierquälerei, gegen die sich in neuerer Zeit so viel Vereine bildeten, unzertrennlich ist, indem dabei das Wild oder der Fisch nicht immer gleich getödtet wird, wo dann, weil das Thier zu unserem Gebrauche bestimmt ist, vielleicht nichts dagegen einzuwenden wäre, sondern oft blos verwundet wird, und dann meist erst unter Schmerz und Qual vergeht. Inwiefern dies nicht immer der Moral entgegen sei, folglich jene beiden Vergnügungen nach unserem Begriffe unkalobiotisch mache oder nicht, möge der Ethiker genauer untersuchen

und bestimmen, wobei wir uns daher nicht länger aufhalten. Es sei hier blos darauf hingedeutet, um auf die Unterscheidungslinie zwischen gewöhnlicher, materieller Belustigung und kalobiotischem Genuß aufmerksam zu machen, welche oft übereinfallen.

Was zweitens das Bleibende betrifft, welches der Mensch in kalobiotischer Tendenz anstrebt, so lassen sich hier z. B. Stiftungen in dieser Absicht anführen, ungefähr wie die jeux Floraux zu Toulouse in Frankreich, wie sie erst kürzlich wieder gefeiert wurden, wo unter Begleitung von allerlei Festlichkeiten Preise für die besten poetischen Leistungen aus einem von Clémence Isaure gestifteten Geldfond bestimmt wurden, oder öffentliche Anlagen, Spaziergänge oder Erleichterungsmittel für Reisen, also auch Lustreisen, oder die nun üblichen jährlichen Versammlungen von Naturforschern, Musikern, gleichfalls von verschiedenen Festlichkeiten begleitet, die heutige Tendenz unter ähnlichen Feierlichkeiten, Bildsäulen berühmter Männer aufzustellen, zu Ehren eines Schiller, eines Gutenberg, das vom Könige Ludwig von Baiern angeordnete Fest der Einweihung des von ihm erbauten Walhalla-Tempels bei Regensburg — eines Ruhmes-Tempels für Deutschlands größte Männer; oder Stadt- und Landverschönerungen u. s. w.

Ebenso läßt sich wieder eine andere Eintheilung kalobiotischen Strebens denken, wenn wir: 1) rein kalobiotisches Streben eigends zu diesem Zwecke, z. B. alle

oben angeführten kalobiotischen Leistungen, 2) accessorisches Anstreben ähnlicher Art unterscheiden, zu welchem Letzteren wieder jenes gehört, was zwar nicht zunächst, jedoch nebenbei, Kalobiotisches bezweckt, darum aber nicht minder, oft noch ausgiebiger, in noch größerem Maßstabe, Kalobiotisches fördert, ohne eben eigends darauf berechnet zu sein, als z. B. Eisenbahnen, Dampfboote, Anlegung bequemer Straßen, welche, obschon zunächst wegen Belebung des Verkehrs unter den Nationen, für Handel und Wandel eingeführt, dennoch auch für kalobiotische Zwecke von höchster Wichtigkeit sind, indem es uns das Reisen, eine der Hauptquellen kalobiotischen Genusses, täglich mehr erleichtert u. dgl. — Verdeutlichen wir uns alle obenerwähnten Eintheilungen durch praktische Beispiele:

1) Vorübergehendes in obiger Tendenz und zwar a) für sich. Ein kräftiger Jüngling, der vorzüglich Herrlichkeiten der Natur liebt, und sich dadurch veranlaßt fühlte, während eines Sturmes, der in der Gegend wüthet, vor dem sich ganze Wälder beugen, den Gipfel eines der höchsten Bäume kräftig zu erklimmen, sich dort, um nicht herabgeweht zu werden, am Wipfel fest zu binden und die ganze Umgegend von dieser Höhe aus zu überblicken, das große Naturschauspiel desto besser zu genießen, wie des Sturmes großartige Wuth über die Wälder hinbraus't, die größten Eichen beugt, daß sich die weißliche Kehrseite ihres Laubes zeigt, wie der

nahe See, in große Wogen aufgepeitscht, sich in seinem Riesenbecken unter tausenderlei Beleuchtungen bäumt, ringsum die ganze Landschaft erschauert u. dgl.

Wäre das nicht ein echtes Bild gestaltender kühner Jünglingskalobiotik?!

b) auch für Andere. Hier diene als Beispiel, was kürzlich im Morgenblatte (Nr. 155. vom 30. Juni 1842) über ein häusliches Schillerfest gestanden, wie folgt:

»Bedeutsam blickt zwischen den Weingärten von Loschwitz ein Pavillon von der Höhe eines der Weinberge herab, der vor etwa 50 Jahren dem Appellationsrath Körner gehörte. Von ihm wurde 1785 Schiller, der sich damals in Leipzig aufhielt, in diese ländliche Einsamkeit eingeladen, und in jenem Pavillon vollendete er bekanntlich seinen Carlos; durch die historischen Vorarbeiten zu demselben kam er zu dem Entschlusse, die Geschichte des Abfalls der Niederlande zu schreiben, wozu er hier in den beiden nächsten Jahren die Materialien sammelte. Auch die Entstehung des Planes zu Schiller's einzigem Roman, dem leider unvollendet gebliebenen »Geisterseher,« so wie der Entwurf zu einem Schauspiele: »der Menschenfeind,« fallen in diese Zeit. — Der schöne Weinberg erinnert übrigens noch an Theodor Körner, den Sänger von Leier und Schwert. Noch stehen auf der Gartenterrasse zwei Weihmuthskiefern, deren eine an Theodor's, die andere an dessen Schwester Emma Geburtstag gepflanzt wurde. Die jetzige Besitzerin dieses Landsitzes, die Enkelin eines um Sachsen hochverdienten Ministers hat für die Restauration des Carlos-Hauses

Sorge getragen, das in dem verhängnißvollen Jahre 1813 von Kosaken und Baschkiren vernichtet wurde, bis wohin sich Alles noch in der ursprünglichen Einrichtung aus des Dichters Zeit befunden haben soll. Ein Verwandter des Hauses beschloß für die Verehrer Schiller's in dem gedachten Pavillon ein Album niederzulegen, was am 11. Septbr. 1841 in einem traulichen Kreise von Freunden und Verwandten der Hofräthin von Gutschmidt geschah. Die festliche Halle war mit Festons und Schiller's bekränztem Bilde geschmückt, dessen Werke auf einem Tische in der Mitte lagen. Eine kurze Rede, den Aufenthalt Schiller's in diesem Raume betreffend, leitete die kleine Feierlichkeit ein. Hierauf folgte die Vorlesung mehrerer bereits in das Album eingetragener Gedichte, und den Beschluß machte Schiller's Lied »an die Freude,« das von den Anwesenden mit fröhlicher Begeisterung gesungen wurde.«

2) Bleibendes. Hier möge wieder ein aus dem wirklichen Leben gegriffenes Beispiel aus der allg. Zeitung stehen (Nr. 28 Jahrg. 1826), wo von der Idee einer, von der königlich baierschen Regierung entwickelten Thätigkeit für Landesverschönerung die Rede ist. Dort heißt es:

München, 25. Januar.

»Unsere Baugewerksschule, welche diesen Winter 135 Schüler fast aus allen Theilen Deutschlands zählet, strebt unermüdet nach höherem Aufschwung und dürfte wohl in kurzer Zeit unter allen ähnlichen Anstalten einen vorzüglichen Rang einnehmen, besonders in dieser Hinsicht, daß hier zugleich die in neuester Zeit begründete Landesverschönerungskunst gelehrt wird. Diese Kunst, an der Spitze aller anderen Künste stehend, umfaßt den großen Gesammtbau der Erde auf

höchster Stufe, lehrt wie die Menschen sich besser und vernünftiger anzusiedeln, von dieser Welt Besitz zu nehmen und solche klüger zu benutzen haben; legt das Fundament zu einem besseren Kunst- und Gewerbewesen, gründet die echte Baulehre, trägt wesentlich zur Veredlung der Menschheit bei, webt ein hochfreundliches Band, wodurch künftig alle gesitteten Völker zu einer großen Familie vereinigt werden. Im Besondern umfaßt diese Tochter des 19. Jahrhunderts das gesammte Bauwesen eines Landes, Wasser-, Brücken-, Straßen- und Hochbau des Hofes und Staates, der Communen und Stiftungen, dann die Baupolizei, einschließlich der Polizei des Feld- und Gartenbaues, lehrt die Hochgebäude nach den vier Weltgegenden orientiren, und die Wohnhäuser mit steter Rücksicht auf die Sonne möglichst vollkommen einrichten, die Städte und Dörfer verschönern und besser anlegen, die Fluren vernünftiger eintheilen und freundlicher gestalten; bildet geschickte Bauleute und strebt glücklicheres Bürgerthum zu gründen und zu erhalten, Gemeines zu veredeln und Niedriges zu erhöhen. Möchte diese Lehre berücksichtigt, und möchte für die wahre Landesverschönerung, welche nur dadurch entsteht, wenn Agrikultur, Gartenkunst und Architektur ungetrennt, nicht blos für das Einzelne, sondern hauptsächlich für das Gemeinsame wirken, bald auf der ganzen Erde mit Liebe und Ausdauer gearbeitet werden.«

1) rein kalobiotisches Streben. Hier kann wieder auf oben erwähntes häusliches Schillerfest, als auf ein passendes Beispiel hingewiesen werden, welches zugleich ein interessantes Seitenstück zu dem im Jahre **1841** in Stuttgart gefeierten öffentlichen Schillerfeste bildet, welches bei Gelegenheit der Aufstellung der

Bildsäule dieses Dichters daselbst stattfand. 2) accessorisch kalobiotische Leistung. Als Beispiel einer solchen Leistung kann die Entstehung irgend einer neuen wichtigen Eisenbahn gelten. Diese zunächst, wie gesagt, zur Belebung materiellen Verkehrs bestimmt, macht zugleich die Erreichung von tausenderlei kalobiotischen Zwecken möglich. Durch sie wird es z. B. dem Städter leicht, binnen wenigen Stunden in's Herz irgend einer der schönen Gegenden zu gelangen, dort interessante Wanderungen zur Kräftigung seiner Gesundheit, zur Belebung seines Sinnes für Naturreize anzustellen, was ihm früher wegen des hiezu nöthig gewesenen Aufwandes an Zeit und Geld nicht möglich war. Um den Punkt, wo die Lokomotiven auslaufen, den Bahnhof, sehen wir neue Gasthäuser, umgeben von den reizendsten Gartenanlagen voll Sträuche und Blumen, belebt von Musik, hübscher Gesellschaft, erstehen, wo früher vielleicht nichts als wüste, unwirthbare, einsame Sandgegend war. Durch die Leichtigkeit dieser Verkehre lernen sich Menschen kennen, die sich früher vielleicht nie gesehen hätten, knüpfen sich mitunter erfreuliche Verhältnisse, Ehen u. dgl. an, welche außerdem wohl nie zusammen gekommen wären u. s. w. — Alle jene Andeutungen dürften genügen, den Begriff kalobiotischer Gestaltung überhaupt anschaulich zu machen. Eine weitere Ausführung jedes einzelnen, hier angeschlagenen Punktes, jedes einzelnen, hier angeführten Beispieles würde zu sehr in's Breite verleiten, und gehörte

auch ihrer Natur nach in eine specielle Kalobiotik, während hier nur von dem allgemeinen Theile derselben die Rede sein soll. Wir können uns daher um so mehr hier jeder umständlicheren Ausführung enthalten, als in den einzelnen Rubriken, die wir noch in diesem zweiten Theile durchzugehen haben, ohnehin auf das bisher Gesagte noch oft wird zurückgekehrt werden müssen, da nicht nur ein jedes Verhältniß, worin der Mensch steht, ihm eigenthümliches Kalobiotisches zum Genusse bringt, sondern das, was wir eben als allgemein kalobiotisch angedeutet, doch bei Jedermann, nach Beschaffenheit seiner Lage, besonderen Modifikationen unterliegt. —

Die Frage endlich, was man eigentlich zu thun habe, um das Leben kalobiotisch zu gestalten (einzurichten) und zu vervollkommnen, läßt sich ihrer Natur nach, nur so weit beantworten, daß hierin ein Jeder alle bisher angedeuteten Regeln fest im Auge zu behalten, dann aber sich ohne Weiteres seinem angebornen Sinne für Lebensausschmückung zu überlassen habe. So wird er sicherlich zur Vermeidung manches Störenden und zur Gestaltung vieles sichtlich Förderndern in kalobiotischer Beziehung gelangen, denn zu diesem führt schon der uns innewohnende Trieb nach Lebensverschönerung, der sich beim ganzen Menschengeschlechte zu allen Zeiten unter tausenderlei Modifikationen unverkennbar zeigt. Sehen wir nicht täglich um uns Kalobiotisches neu entstehen, wovon wir früher keine Ahnung hatten? Hier

diene zum Beispiel abermals, was wir oben über Eisenbahnen bemerkten. Hierin Regeln angeben zu wollen, wie zum Zwecke der Lebensverschönerung vorzugehen sei, hieße unseres Erachtens, den Vogel fliegen lehren wollen, dem diese Kunst schon angeboren ist. Jede Andeutung einer Methode hiebei wäre vielmehr gefährlich, da sie leicht Einseitigkeit und darum verderbliche Beschränkung bringen könnte. Laissez nous faire heißt es auch hier, wie bei der Staatsthätigkeit für den Handel. Unsere Aufgabe ist keineswegs, eine Reihe Recepte zu kalobiotischen Gestaltungen zu liefern, sondern im Allgemeinen auf die praktische Wichtigkeit dieses Strebens und seiner gehörigen Ausbildung, Regelung und Vervollkommnung aufmerksam zu machen, um ihm dadurch mehr Consistenz und Wirksamkeit zu verschaffen.

2) Kalobiotik insofern sie das Ideenleben (das Denkleben) zum Gegenstande hat. — Wenn wir im vorhergehenden Kapitel andeuteten, wie ungefähr aus dem wirklichen (materiellen) Leben Genuß geschöpft werden möchte, und darauf einzuwirken sei, so ist es unsere Aufgabe, in diesem Kapitel näher anzudeuten, wie wir für verschönernde Gestaltung des Ideenlebens bereits wirkten und noch mehr wirken können.

Schöne Auffassung des Lebens bemerkten wir schon in dem gleichbetitelten Kapitel des ersten Theiles der Kalobiotik, sei unendlich, wie das Leben selbst. Ebenso deuteten wir dort umständlicher an, wie es eigentlich

damit gemeint sei. Jetzt haben wir blos näher zu beleuchten, inwiefern uns Mittel zu Gebote stehen, diese schöne Lebensauffassung zu erhöhen. Daß es wirklich solche Mittel gebe, leuchtet von selbst ein. Welche mächtige Quellen vorzugsweise Natur-, dann z. B. auch Geschichtsstudium, öffentliche Anstalten, Stiftungen, letztere zwei besonders für gestaltende Kalobiotik, bieten können, findet sich schon in den zwei Vorbereitungsbändchen für Kalobiotik, von dem Verfasser umständlich besprochen, daher wir für Jene, die Weiteres darüber zu lesen wünschten, der Kürze wegen hier blos darauf verweisen, da sich gegenwärtig ohnehin nicht Alles abhandeln, sondern blos Einiges, beispielsweise in größern Umrissen berühren läßt. Nächst der Natur gehören wohl unter die wichtigsten Quellen dieser Art unstreitig: Lektüre und die Genüsse, welche uns die einzelnen schönen Künste bieten. Aus diesen Quellen schöpft der heutige Gebildete zunächst, was seine Lebensauffassung verschönert, welches wohl nichts ist, als der Inbegriff unserer, durch Selbstdenken und Bekanntschaft mit den Ideen Anderer erlangter Lebensansichten. Zu dieser letztern Bekanntschaft verhilft uns am meisten Lektüre. Es gesellt sich bei ihr auch der Vortheil hinzu, daß sie sich heutigen Tages zwischen mehr und weniger Jedermann leicht verschaffen kann. Dies eben möchte Ursache sein, daß sie jetzt Hauptquelle der Lebensverschönerung in den civilisirtern Ländern der Erde geworden.

Auch ist es leichter, aus ihr Genuß zu schöpfen, weil das Beischaffen von Büchern durch wohlfeilere Auflagen, Zunahme der Zahl von Personen, welche deren ankaufen und sodann Andern borgen, Leihbibliotheken, Umläufe, Lesecirkel u. dgl. täglich leichter wird. Zudem ist dieser Genuß von dem äußern Leben beinahe ganz unabhängig, daher um so erreichbarer. Lange schon wird unter den gebildeteren Ständen, die täglich zahlreicher werden, viel gelesen, theils zum Zeitvertreib, theils zur Erholung, theils zur Belehrung. Die beiden ersten Tendenzen gehören vorzugsweise in das Gebiet der Kalobiotik; denn wir werden finden, daß im Ganzen genommen Lektüre in diesen zwei Richtungen doch auch immer Veredelndes, und das Leben indirekt Verschönerndes bei ihrem Reize mit sich führe. Hier gilt wieder die Bemerkung, daß fehlerhafte, schlechte Gesellschaft und schlechte Bücher verderblich, gute Gesellschaft und gute Bücher wohlthätig, belebend und veredelnd auf uns wirken können. In der höheren und mittleren Sphäre unserer bürgerlichen Gesellschaft, wo intellektuelles Leben vorzugsweise heimisch ist, finden wir, daß im Ganzen ziemlich viel zur Unterhaltung und Erholung gelesen wird. Entweder sucht der Lesende hiebei über seine eigenen Verhältnisse fremde, interessante Gedanken kennen zu lernen, oder durch seine Lektüre in Sphären eingeführt zu werden, in denen er sich, vermöge seiner Lebens-Verhältnisse nicht selbst bewegen, worin er also nicht selbst Erfahrung sammeln kann.

gleichsam zur Ergänzung und Vervollständigung seines eigenen wirklichen Lebens. Darum finden wir häufig, daß der Stadtbewohner, noch mehr als Schilderungen städtischen Lebens, Gemälde ruhiger ländlicher Existenz, der Landbewohner gerne Schilderungen städtischen Gewühles liest, der Bürger ruhiger Zeiten Darstellungen aus sehr bewegten, thatenreichen Zeitaltern. Aus Letzterem dürfte sich z. B. die so überaus günstige Aufnahme der Walter Scott'schen Romane unter allen gebildeten Nationen auch zum Theil erklären lassen. Sie trafen meist in solche ruhige Tage. Das eigentliche Wesen des Genusses, welches uns Unterhaltungs-Lektüre, was immer für eine Art im Allgemeinen gewährt, dürfte also darin liegen, daß sie unsere Denk- und Einbildungskraft, unser Gefühl in eine angenehme Schwingung versetzt, indem sie uns besonders mit fremden Ansichten über unsere ähnlichen Verhältnisse, noch mehr aber mit Unbekannterem näher bekannt macht, und so uns gleichsam das ersetzt, was uns an Selbsterfahrung fehlen muß, da ein Individuum vom ganzen Weltleben nur sehr Geringes selbst erfahren kann. Eben auf dieses letztere Bedürfniß, durch Lektüre möglichst zu ersetzen, was uns an Selbsterfahrung abgehen muß, gründet sich auch mit die große Beliebtheit der Zeitungslektüre in unseren Tagen. Auf einem Blatte finden wir z. B. darin geschildert, was sich kürzlich auf der ganzen Erde Interessantes zutrug. Welch ein Genuß für Jedermann

und welch' ein Genuß zumal für den einsam Lebenden. Ganz bequem auf seinem Sopha liegend, so mit einem Blicke Alles zu überschauen, was im Augenblick das ganze Panorama des Erden- und Völkerlebens Wissenswerthes liefert! Um ein deutsches Beispiel zu wählen, wie viel Genuß verdankte in unserer Zeit nicht schon der Gebildete, wenn er darüber näher nachdenkt, der so sehr verbreiteten und oft so gehaltreichen Augsburger Allgemeinen Zeitung? Sie bildet heut zu Tage in Deutschland meist einen wesentlichen Theil der Existenz eines Jeden, der nur einigen Antheil an den geistigen Interessen und Entwicklungsstadien der Menschheit nimmt. Wie nöthig und genußreich ist sie nicht für den in der Welt Lebenden, wie genußreich zumal für den einsam z. B. auf dem Lande Lebenden, wieviel neuen, anziehenden Denkstoff führt sie nicht oft Beiden zu? — Lektüre der Zeitungen hat angefangen, allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft gemeinschaftlich zu werden, und ist sonach als Verbindung der Lektüre höherer Stände mit jener des Volkes anzusehen. Dieses liest in England, Frankreich, Deutschland, der Schweiz, wo mehr öffentliches, politisches Leben besteht, auch mehr; daher gibt es dort mehr Zeitungen. Nächst Zeitungen werden vom gemeinen Volke auch wohl die in neuester Zeit aufgekommenen sogenannten Pfennigmagazine ziemlich viel gelesen, welche ebenfalls als gemeinschaftliche und genußreiche Lektüre aller Stände gelten können. Noch mehr

aber werden vom Volke die eben darum so betitelten Volkskalender gelesen. Ihre hohe Wichtigkeit für Volksbildung wird z. B. kürzlich in einem eigenen Artikel der allgem. Zeitung (Beilage derselben vom 26. Nov. 1842) sehr zweckmäßig besprochen. Zuvörderst wird darin angedeutet, wie in manchen Staaten solche Kalender zur Einnahmsquelle für die Finanzen gemacht werden, sodann aber weiter bemerkt, wie folgt:

»Es sollte das Pachtgeld, was der Kalender bisher den Finanzen lieferte, zur Honorirung guter Aufsätze dafür verwendet werden, dann sollte eine stehende Commission der talentvollsten Mitglieder aus den verschiedenen Verwaltungszweigen zusammengesetzt mit dem Kalender beauftragt werden.«

Könnte nun nicht, setzen wir hinzu, eines jener Mitglieder, welches die nöthige Eignung hätte, auch beauftragt werden, hiebei mit bedacht zu sein, daß in solche Kalender nicht nur belehrende Aufsätze unterhaltender Art, sondern, wie noch zu wünschen wäre, überdies andere mit nützlichen Winken über Lebensverschönerung, über die gewöhnlichen Fehler, wodurch der Mensch sich im Gegentheil das Leben verdirbt, als Bruchstücke eines kalobiotischen Krebsbüchleins aufgenommen würden? —

Geschähe nun dies, hätten wir dann nicht am Wirken einer solchen administrativen und zugleich kalobiotischen Commission ein recht handgreifliches Bei-

spiel gestaltender Kalobiotik? Wie leicht wäre nicht die Erfüllung eines solchen Zweckes! wie leicht die Einwirkung der Behörden darauf! — Auch wäre hier, wie bei der Lektüre der höheren Stände überhaupt, auch das Komische ja nicht außer Acht zu lassen, auf dessen Wichtigkeit wir am Schlusse des gleichbetitelten Abschnittes im ersten Theile, wie auf jene des Humors, besonders hinweisen. Kaum eine Antwort verdient wohl die Einwendung, welche man bisweilen hört: Lektüre bei allen Ständen überhaupt wirke nur überspannend und verderblich auf die Geister, und es sei in neuester Zeit alle Verderbtheit der Völker in politischer Beziehung größtentheils von der Lektüre ausgegangen. Allerdings mag vieles hievon wahr sein, und mögen die Völker wirklich von Böswilligen und Eigennützigen zu ihren Zwecken bearbeitet werden, allein deshalb den großen Nutzen der Lektüre im Allgemeinen verkennen, hieße das Messer abschaffen wollen, weil man sich damit schneiden kann, oder gegen das Reden eifern, weil man Dummes und Verderbliches schwatzen kann! — Was die schönen Künste als Mittel gestaltender Kalobiotik betrifft; so unterscheiden wir in unserer Tendenz zunächst 1) Poesie, 2) Tonkunst, 3) bildende Künste, Architektur u. dgl.

Poesie pflegen wir in unseren Tagen am allermeisten durch Lektüre zu genießen, daher können wir uns diesfalls fast lediglich auf das berufen, was wir über diese Quelle der gestaltenden Kalobiotik eben dargestellt haben.

Nächst der Lektüre ist eines unserer Hauptmittel, wodurch wir Poesie zu genießen pflegen, das Theater, eine der Lieblingserholungen der heutigen Welt. Hier wirken Dichtkunst, Deklamation noch dazu Malerei und Musik zusammen, hier werden die Sinne auf's Angenehmste beschäftigt und zwar ohne alles Hinzuthun, ohne alle Anstrengung des Zuschauers. Ist dieser von höherem oder untergeordneterem Geschmack, er findet immer Nahrung dafür im Theatergenusse, anderer minder direkt hieher gehöriger Vortheile gar nicht zu gedenken. Jenachdem die Völker mehr reflektirend, wie im Norden, oder mehr sinnlich, wie im Süden sind, hat auch ihr Theaterwesen einen andern Charakter, ist es mehr auf das recitirende Schauspiel oder mehr auf Oper und Ballet beschränkt. Der Geschmack für Theater in Italien und jener in Deutschland können diesfalls als reine Gegensätze gelten, welche unsere Behauptung verdeutlichen. Welcher Gebildete, was für einer Nation er immer sei, erinnert sich nicht des Genusses, den er schon dem Theaterbesuche verdankt, und ist er aufmerksam auf sich, dürfte er auch mitunter das Veredelnde dieses Genusses an seinem Wesen nachzuweisen vermögen. (Siehe Vorrede zu Aug. Wilhelm Schlegel's Dramaturgie.) Daher wird er auch nicht seine Wichtigkeit für gestaltende Kalobiotik verkennen. Eine dritte Art, Poesie zu genießen, welche zumal unter den niederen Ständen sehr häufig gefunden wird, ist der Gesang, das Lied: Es setzt Poesie und

Musik in Verbindung, und macht so für Beide empfänglich. Wie viel ist nicht über den mächtigen Einfluß des Gesanges auf Bildung des Menschen schon geschrieben worden! — Zu weit würde es führen, umständlich darauf einzugehen. Wie sehr die Ueberzeugung von dieser Wahrheit, obschon noch nicht genug beherzigt, wirklich auch bereits im Publikum herrsche, beweisen uns unter andern auch die in den meisten Theilen Deutschlands unter dem Namen: Liedertafeln, Liederkränze bestehenden Gesellschaften, welche sich ursprünglich zum Genusse des Liedersingens bildeten, und erst später meist zu bloßen Vereinen für Schöngeisterei und Versmacherei unter dem Scepter sogenannter gebildeter Frauen herabsanken. Was nun die gemeinen Volksklassen betrifft, so ist es wohl allbekannt, wie viel Genuß sie aus Liedersingen bei ihren verschiedenen Beschäftigungen und in Erholungsstunden schöpfen. Daher die Unzahl von Liedern, besonders in Deutschland. Auch hier wäre es ein allzuweit führendes Unternehmen, womit sich dieses Werk seiner Natur nach nicht erst befassen kann, sich in fernere umständliche Nachweisungen zu verlieren. Besonderer Aufmerksamkeit werth scheint uns jedoch in dieser Beziehung, was ein englischer Schriftsteller Israëli in seinem Werke: »literary curiosities« betitelt, sagt, wo er von dem großen Einflusse hübscher Volkslieder auch auf Förderung mechanischer Arbeiten spricht. Es ist darin von Bräuern, Schneidern, Webern, Ackerleuten &c., und unter andern auch davon

die Rede, daß es dergestalt immerhin sein könne, daß die Mauern Thebens ihr Werden der Musik zu verdanken haben. Ferner bemerkt der Verfasser dort, wie die in Holland bestehende Gesellschaft des Gemeinnützigen als keines ihrer geringsten Werke jenes anführen, eine Sammlung von Liedern für Seefahrer herausgegeben zu haben, denen so viele müssige Stunden bleiben, welche sie mit Gesang ausfüllen können.

Fänden sich nun Andere hiedurch veranlaßt, auf irgend eine Weise dahin einzuwirken, daß dergleichen z. B. auch in Fabriken, Seidenspinnereien mehr und besser geregelt in Aufnahme käme, hätten wir abermals ein Beispiel gestaltenden kalobiotischen Wirkens.

Als ein anderes Beispiel solcher kalobiotischen Thätigkeit in früherer und jetziger Zeit diene, was der Schwäbische Merkur aus Ulm vom 30. Oktbr. 1839 schreibt, und wir hier wörtlich anführen können:

»Mit dem Untergange der Reichsverfassung zerfielen auch die letzten Vereine der Meistersänger, die im Mittelalter geblüht hatten. Nur die zu Ulm bestandene Corporation erhielt sich noch durch eine besondere Gunst der Umstände. Zwar mußten die Ulmer Meistersänger ihre »Schaustube« auf dem Rathhause räumen, wo sie Jahrhunderte hindurch jeden Sonntag »Schule« gesungen, und dazu das Publikum durch Aushängung und Oeffnung der »Schultafel« eingeladen hatten; aber einige Zeit lang war ihnen noch ein anderes öffentliches Lokal vergönnt, und als sie auch dieses verlassen mußten, setzten sie ihre Uebungen in der

»Herberge« je und je fort. Im Jahre 1830 waren ihrer noch zwölf, meist alte Männer; jetzt sind sie, nachdem ein Versuch zur Auffrischung dieser merkwürdigen Ruine deutschen Alterthums an der Ungunst der Verhältnisse vor einigen Jahren gescheitert war, bis auf vier Mann zusammen geschmolzen, welche eben noch hinreichen, um das »ehrbare Gewerk,« die Beamtung des Vereins, vorzustellen. Noch singen sie zuweilen die alten Weisen oder »Tönne.« Die Lieder sind meist von geringem Gehalte, die Composition aber, obwohl selten großartig, schön und anmuthig, ist doch häufig sehr künstlich und höchst merkwürdig, ja fast unbegreiflich ist es, wie eine nicht geringe Zahl von solchen Tönen (Weisen oder Melodien) ohne Kenntniß der Noten sich bei Männern dieser Bildungsstufe durch die bloße Tradition des Ohres so lange erhalten konnte. Von ihrem »Kleinode,« d. h. ihrem Eigenthume an Gold und Silber, welches noch im vorigen Jahrhunderte nicht ganz unbeträchtlich, war in den Zeiten der Kriegsplagen von den, der ärmeren Klasse angehörigen Mitgliedern das Meiste veräußert worden. Ihrer gänzlichen, nicht allzufernen Auflösung entgegen sehend, wollten die Letzten für die Rettung des noch Uebrigen Sorge tragen, und übergaben es, zu Folge einer eigenen Schenkungsurkunde, in diesen Tagen dem hiesigen Liederkranze, welcher seinerseits es sich zur Pflicht macht, die unvermöglichen Geber nicht in Schaden zu lassen. Die Schenkungsurkunde ist folgende: »»Wir Unterzeichneten, einzig noch übrigen Mitglieder der von Alters her in Ulm bestehenden Meistersängergesellschaft haben in der Voraussicht, daß mit uns die letzten Weisen des alten Meistergesangs verklingen werden, und in der Absicht, so weit es von uns abhängt, die Wahrzeichen einer ehrwürdigen, in den Tagen der Väter weithin und tief ein-

wirkenden Anstalt den kommenden Geschlechtern zu erhalten, rücksichtlich des von den Vorfahren überkommenen Eigenthums folgenden Beschluß gefaßt: Es soll dieses Eigenthum, bestehend in der Schultafel mit den Originalgemälden unserer Fahne, sammt dieser Fahne und den dazu gehörigen alten Kleinodien, desgleichen die Lade, den Tabulaturen, Schul- und Liederbüchern und einigen anderen Gegenständen dem Liederkranze zu Ulm, als dem natürlichen Nachfolger und Stellvertreter des alten Meistersängerthums in der neuen Zeit hiemit zu einem freien Geschenke gegeben sein, mit der Bitte, dasselbe wohl zu bewahren, und die Fahne bei Festzügen und anderen Gelegenheiten, getragen von einem von uns so lange noch einer von uns am Leben, neben den seinigen, als die seinige zu führen, und mit dem Wunsche, daß gleichwie der Meistersänger Tafel Jahrhunderte herab die frommen Väter zum Hören ihrer Weisen, und so Jahrhunderte hinaus die Banner des Liederkranzes wehen, und späten Enkeln tönen mögen. Ulm, den 21. Oktober 1839. Das Gewerk der letzten deutschen, der Ulm'schen Meistersänger. (Folgen die Unterschriften des Büchsenmeisters, Schlüsselmeisters, Merkmeisters, Kronmeisters.««

Musik. Was vom Liede gesagt wurde, gilt größtentheils auch von der Musik dazu. Es bildet daher einen natürlichen Uebergang, um nunmehr in unserer Tendenz von der Musik im Allgemeinen zu sprechen. Wer vermöchte alle Lebenssituationen aufzuzählen, wo Gesang und Musik überhaupt, bei Lust, Liebe, Trauer, Arbeit und Erholung dem Menschen willkommene Begleiter sind? Dies allein genügt, ihren Werth für ge-

staltende Lebensverschönerung darzuthun. Sonst würden sie nicht dazu gemacht werden. Sehr treffend finden wir wieder in einem Artikel der allgemeinen Zeitung, der wir überhaupt so vieles, als unmittelbar aus dem Leben gegriffen, gerne entlehnen, über Musik im Allgemeinen bemerkt:

»Ist sie nicht eine Schule für unsere, in dem tantalischen Streben nach Genuß, Gewinn, nach Gold, Ehre erkalteten Gemüther, sich wieder mit dem göttlichen Feuer zu erwärmen, empfänglicher zu werden für ein hohes, edles Gemeingut der Menschheit, für die hohe Selbstvergessenheit, für das lautere Wohlwollen, für die stille Zufriedenheit, die Harmonie unsrer selbst, wozu wir berufen sind? Wer möchte wohl bezweifeln, daß die wahre Musik ein Labsal, ein Balsam ist, den die Menschheit auf ihrem dornbewachsenen Pfade findet? Versöhnt uns nicht die geheimnißvolle Magie, diese über die gemeine Sinnlichkeit erhabene Tonsprache mit den Gebrechen, den Krankheiten unserer Gegenwart? Wahre, reine Musik ist eine Bildnerin des Volksherzens. Sie verzärtelt und verkünstelt die Gemüther nicht — sie erweitert sie und macht sie geschickt zu den erhabensten Bebungen der Liebe und Treue, Vaterlandsliebe mannhafter Hingebung und Seelenstärke.— Wer je Leid getragen, der weiß, welcher Trost ihm aus den unsichtbaren Regionen der Töne herübergekommen, und wer sich krätfig fühlt zu guten Thaten, der empfängt von dort her neue Ermunterung und Freudigkeit.«

Trefflich sagt z. B. auch eine französische Schriftstellerin von der Musik:

» que des larmes seules parviennent à soulager ce mal sublime, qu'on ne sait comment nommer! « —

Nach dieser gerechten Anerkennung des hohen Werthes der Musik in ihren verschiedenen Verzweigungen für Lebensverschönerung, nur noch Einiges über den heut zu Tage beginnenden Mißbrauch derselben, was nicht nur als dienliches Wort zu rechter Zeit, sondern zu gehöriger Beleuchtung der Sache von allen Seiten in kalobiotischer Tendenz nöthig scheint. Weit entfernt, den hohen Werth der Tonkunst zu verkennen, dürfte gleichwohl behauptet werden, daß doch ihr zu häufiger Genuß in unseren Tagen anderseits wieder zum Gebrechen, zum kalobiotischen Fehler wird. Sowie Seltenheit und eine gewisse Sparsamkeit damit, ihren Werth erhöhen, ebenso führt, wie die Erfahrung lehrt, allzu häufiger Genuß derselben, welcher in unsern Tagen, zumal in Hauptstädten, bis zum Ekel aufschwillt, zur Gleichgültigkeit dagegen, und zur Uebersättigung. Wenn es so fortginge, würde sich z. B. eine Hälfte des Menschengeschlechtes der Tonkunst allein widmen, um die andere Hälfte mit musikalischen Akademien, Opern, Tanzmusiken u. dgl. zu überschwemmen, würden reiche Leute in Städten am Ende all ihr Vermögen dafür ausgeben müssen, um, an sie empfohlenen, reisenden Virtuosen, die nöthige Zahl von Billeten für ihre Concerte zur Kassendeckung abzunehmen, würde es auch dahin kommen, daß, wie jüngst ein italienisches Journal sagte, es in Italien

bald an guten Bedienten und Stubenmädchen mangeln werde, da alle Dienstleute dortlands lieber Sänger und Sängerinnen werden, um in der theatralischen Laufbahn ihr Glück zu machen. Man kann in keinem öffentlichen Garten, an keinem öffentlichen Vergnügungsorte mehr erscheinen, ohne von Musik, oft auch noch von schlechter, verfolgt zu werden. Soll daher nicht über kurz oder lang eine fast totale Gleichgültigkeit, Abneigung gegen Musik und Uebersättigung eintreten, so ist hierin vor allem auch eine gewisse Mäßigkeit im Genusse, eine gewisse kalobiotische Diät unentbehrlich. Aehnliches gilt auch vom Tanz, dessen wir hier, wegen seiner so engen Verbindung mit der Musik gleichfalls erwähnen. Könnte man ihn doch allenfalls auch die Musik der Bewegungen des Menschenkörpers nennen! — Auch er war bei den meisten Völkern zu allen Zeiten, und ist noch bei uns eines der vorzüglichsten Mittel zur Verschönerung des menschlichen Lebens, folglich gestaltende Kalobiotik. Dies wird bald Jeder zugeben, wer nur etwas darüber nachsinnt, wieviel z. B. die Jugend dem Tanze angenehme Stunden verdankt, wieviel er, zur schönen Kunst gesteigert und veredelt, auf dem Theater Vergnügen gewährt u. dgl. Sehr schön finden wir darum irgendwo gesagt:

»Der Tanz ist als Vergnügen uralt, und ist, als schöne Körperbewegung besonders im weiblichen Wesen begründet. Der Tanz ist für Jungfrauen und junge Frauen

gewöhnlich das allerhöchste Vergnügen. Das weibliche Wesen tanzt in der Regel um des Tanzes selbst willen, die jungen Männer hingegen benutzen ihn gewöhnlich nur, um ihrer Privatzwecke willen. Darum ist der Tanz des Weibes reiner und ästhetischer.«

Allein auch hier scheint nöthig, darauf besonders aufmerksam zu machen, daß ein sich in der Jetztzeit an vielen Orten zeigender, unmäßiger Genuß dieses Vergnügens nur sehr antikalobiotische Ueberſättigung herbeiführen müßte. Auch hier also ist kalobiotische Diätetik zu empfehlen.

Bildende Künste: Einem jeden Menschen ist Wohlgefallen an schöner Form als sinnlicher Ausdruck eines uns mehr oder weniger unbewußten, höhern Geistes bis zu einem gewissen Grade angeboren. Abweichungen von dieser Regel kommen, zumal bei Gebildeten, wohl nur als Ausnahme vor. Soviel über jenes angeborene Wohlgefallen im Allgemeinen, was wir durch eigene Erfahrung bestätigt finden dürften. In eine weitere Zergliederung seines eigentlichen Wesens einzugehen, möchte Sache der Aesthetik sein. Uns, die wir hier nur in größeren Umrissen vorgehen können, genüge es, auf sein Wesen und auf das Faktum hinzuweisen, daß bildende Künste wirklich unter die vorzüglichsten Mittel zu gestaltender Lebensverschönerung gehören. Inwiefern sie zu diesem Zwecke dienen, darüber ist wohl noch weit mehr Flaches, aber auch sehr viel Geistreiches und Beherzigenswerthes geschrieben worden, als

in gleicher Tendenz über Poesie und Musik. Um nicht weitläufig zu werden, glauben wir uns daher der Anführung von Proben aus einzelnen Schriftstellern diesfalls am ehesten enthalten zu können. Im Allgemeinen nur so viel zur Verdeutlichung der Sache: Als unter den gebildeten Völkern Europas, in Ländern, wo es weder zu warm, noch zu kalt ist, jenes Wohlgefallen an schöner Form zu erwachen begann, zeigte es sich zuerst an der augenfälligsten, an der plastischen Form. So entstand vorzüglich Sinn für Bildhauerei, Architektur u. dgl. Später, wo das Christenthum mehr auf des Menschen innere Welt hinwies, bildete sich Malerei mehr heraus. Daher sehen wir in ersterer Epoche vorzüglich Plastik und Architektur, in letzterer Malerei vorzugsweise blühen. Unsere Zeit hätte aneifernde Vorbilder beider Gattung genug, allein es drängen sich wieder technische, materiellen Gewinn bringende Empfindungen und Interessen zu sehr hervor, und machen die Welt nüchterner. So drängen sie das Kunstinteresse etwas zurück, und es geschah dafür im Allgemeinen noch nicht, was vielleicht einer Zukunft vorbehalten sein möchte, und wozu jene Vorbilder anfeuern könnten. Eine weitere Verschmelzung der Vorzüge des Zeitalters der Plastik und jenes der Malerei in Kunstdarstellungen möchte wohl als Zielpunkt eines solchen neuen Kunststrebens gelten. Obschon es auch in unsern Tagen nicht an großartigen Beschützern bildender Künste fehlt, wer könnte diese Ei-

genschaft an dem jetzt lebenden König Ludwig von Baiern verkennen, so sind sie wohl doch nicht in der Zahl vorhanden, wie einst, wo Fürsten, Päpste, Cardinäle und Klöster hierin durch großartige Bestrebungen gleichsam zu wetteifern schienen. Allein dafür möchte es in unsern Tagen wieder eine Unendlichkeit früher nicht vorgekommener, kleinerer Kunstbestellungen von reichen Privaten, Akademien, Kunstvereinen u. dgl. geben. Diese können und müssen wohl als reichlicher Ersatz angesehen werden, und sind zugleich, wenn mitunter auch nur bloße Ostentation Triebfeder ist, im Ganzen doch als Beweise anzusehen, daß Werke jener Künste zur Verschönerung des menschlichen Lebens mächtig beitragen, da sie sonst nicht bestellt würden, folglich Mittel gestaltender Kalobiotik seien.

Wir schließen dieses Kapitel noch mit der allgemeinen Bemerkung, daß Leistungen der Poesie, der Musik und der bildenden Künste überhaupt nicht nur auf unser Inneres Einfluß haben, sondern daß sie mitunter auch sogar auf unser äußeres Leben gestaltend einwirken können, wenn sie uns nämlich zur Hervorrufung von Kalobiotischem im wirklichen Leben veranlassen. Absichtlich führen wir einige Beispiele ganz verschiedener Art an: In einem Romane oder Gedichte fände sich die geschmackvolle, phantasiereiche Feier eines häuslichen Festes zu Ehren von Vater oder Mutter einer Familie geschildert. Jemand fände sich dadurch ganz besonders angezogen,

sähe die Nachahmung dieser geschmackvollen Feier auch in seinen ähnlichen Verhältnissen ausführbar, und so sich dazu wirklich veranlaßt. Hier ein Beispiel kalobiotischer Gestaltung, durch Poesie veranlaßt. Wir kennen einen Mann, der in jungen Jahren sich viel mit Ausübung der Musik als Dilettant abgab, später jedoch dies wegen Geschäften unterlassen mußte. Als man ihm bemerkte, wie schade es sei, Musik nun aufzugeben und früher soviel Zeit und Kosten darauf verwendet zu haben, antwortete er, dies reue ihn dennoch keineswegs, da er dadurch nicht nur seinen Sinn für Tonkunst mehr entwickelt und veredelt habe, nebst dem aber noch jenem Talente eine Menge interessanter Bekanntschaften im Leben verdanke, die er sonst wohl kaum gemacht hätte. Auch eine Art kalobiotischer Gestaltung, durch Musik veranlaßt, nebst den bereits oben angeführten Beispielen! — In einer großen Hauptstadt Deutschlands lebte ein hochgestellter Mann, welcher an vielen Höfen Gesandter war und besonders in Italien, wo er seinen langjährigen Aufenthalt dazu benutzte, eine vortreffliche Gemäldegallerie zusammen zu bringen. Als er zuletzt sich in Ruhestand begab und seine Gemälde in seiner Wohnung als Gallerie aufgestellt, wurde diese von allen interessanten Fremden, welche durchreisten, besucht; nur mußten sie gewöhnlich Tags vorher ihre Namen angeben. Fand nun der Eigenthümer auf der Liste Namen, die ihn besonders interessirten, so war es ihm ein besonderes Ver-

gnügen, den Betreffenden selbst als Cicerone in seiner Gallerie zu dienen. So machte er die interessantesten Bekanntschaften, erfuhr oft das Interessanteste aus fernen Gegenden. Hätte sich nun Jemand in ähnlicher Lage bewogen gefunden, dies nachzuahmen, wäre hier nicht wieder in anderer Art ein Beispiel kalobiotischer Gestaltung, durch Malerei veranlaßt? Was sind endlich Fälle von Ausbildung junger Maler, Bildhauer, Architekten durch Reisen und Studium des Besten in ihren Fächern im Grunde anderes, als ebenfalls Beispiele, wie die betreffenden Künste kalobiotisch gestaltend weiter wirken, indem die so erhaltenen Eindrücke jene jungen Leute wieder zu eigenen Schöpfungen begeistern; auch die Geschmacksentwickelung, welche reiche junge Leute z. B. auf Reisen zu erhalten pflegen, und dann in irgend einer Weise auf ihre eigenen Verhältnisse für Zwecke der Lebensverschönerung anwenden, gehört nicht minder hieher u. s. w.

II. Abschnitt.

Kalobiotik dem Subjekte nach.

1) Kalobiotik des Individuums.

Was ein Jeder an auffassender und gestaltender Kalobiotik für sich aufgreift aus der Unendlichkeit der uns zu Gebote stehenden Mittel, und für Zwecke eigener oder fremder Lebensverschönerung benutzt, das bildet die Kalobiotik des Individuums. Wie der Einzelne diesen Zweck zu verfolgen hätte, wird in den beiden nächst vorhergehenden Kapiteln und im ersten Theile ungefähr mittelst verschiedener Winke angedeutet, da es sich, seiner Natur nach, nie vollständig angeben ließe. Letzteres wäre wohl ein ebenso lächerliches Unternehmen, als angeben wollen, was sich aus den vorhandenen Farben alles für Gemälde malen lassen.

a) und b) Kalobiotik der vier Lebensalter und des Geschlechtes.

Das Kind.

(Knabe und Mädchen.)

Bei jedem Kapitel dieses Theiles ist es unentbehrlich, sich das gleichbetitelte Kapitel des ersten Theiles wohl

gegenwärtig zu halten und so beide als Ganzes zu betrachten. Dies ist vorzüglich im gegenwärtigen Abschnitte nöthig, wo der Kürze wegen nur immer das, was über kalobiotische Gestaltung zu sagen ist, gleichsam blos als Ergänzung dessen gilt, was in dem betreffenden Kapitel des ersten Theiles über dasselbe Thema aus dem Standpunkte auffassender Kalobiotik gesagt wurde. Daher berufen wir uns hier bezüglich des Kindes vor allem auf das, was wir hierüber bereits im ersten Theile entwickelten. Dort wiesen wir bereits auf den unberechenbaren Einfluß der Mutter, auch auf die kalobiotische Bildung des Kindes hin, welches in seiner ersten Lebensepoche blos ihr anvertraut bleibt. Ein Jeder kennt, wie ungemein entscheidend für's ganze Leben oft die ersten Eindrücke sind. Sinn, richtiger Takt für Schönes, Abneigung vor Häßlichem (folglich auch vor Unmoralischem) kann die Mutter schon dem zarten Kinde einflößen. Wie muß daher ihr Einfluß auch auf schöne Gestaltung seines künftigen Lebens oft von höchster Bedeutung werden. Dieser Einfluß währt noch länger bei dem Mädchen, was bis zu ihrer Versorgung unter mütterlicher Obhut zu bleiben pflegt, als bei dem Knaben, dessen Erziehung ihn bald in andere Verhältnisse bringt. Beiden kann der Sinn für Schönes im wirklichen Leben selbst, wie auch eine gewisse Fertigkeit es darin aufzufinden oder einzuführen, später auch durch Lehrer und Lehrerinnen allmählig eingeflößt werden. Hier

tritt die Wichtigkeit der Erziehung überhaupt für Kalobiotik, also auch für gestaltende Kalobiotik ein, worauf man diesfalls nie genug aufmerksam machen kann, da sie eine unendliche Quelle für unsern Zweck ist und bei der Erziehung gewiß noch weit mehr Berücksichtigung verdient, als bisher.

Bald nach der ersten Kindheit zeigt sich der Geschmacksunterschied bei den Kindern männlichen und weiblichen Geschlechtes, wozu wohl auch der verschiedene Körperbau das Seine beiträgt. So wählen Mädchen in der Regel stillere, Knaben tobendere Spiele, und im Spiele besteht größtentheils noch die gestaltende Kalobiotik des Kindes. Wie vielen Genuß bieten Kindern nicht z. B. gymnastische Spiele? Welch eine Ausbeute ist also da nicht für gestaltende Kinder-Kalobiotik? Unter ihre Glanzmomente gehören auch sicherlich z. B. die Weihnachtsfreuden! Wenige erinnern sich derselben nicht mit Vergnügen, wenn sie an die Tage ihrer Kindheit zurückdenken, als sie, auf den Fußzehen stehend, durch das Schlüsselloch zu erspähen suchten, was für Geschenke in dem dazu bestimmten, geschlossenen Zimmer für sie am hell erleuchteten Weihnachtsbaum prangen. Wir wissen ein Städtchen Deutschlands, wo dergleichen Feste in der dortigen Kinderbewahranstalt, mittelst Beisteuer von Wohlthätigen, eigends für arme Kinder jährlich veranstaltet werden. In einer andern Stadt Deutschlands, einer katholischen Residenz, war die Weihnachts-

feier für häusliche Kreise überhaupt noch weniger gebräuchlich, als im protestantischen Deutschland. Da heirathete zufällig eine hohe Frau, welche protestantisch war, in jene Residenz und brachte durch eigenes Beispiel in ihrem eigenen Hause jene Feier erst in Aufnahme, indem auch die andern Familien der Stadt, groß und klein, ihrem Beispiele folgten. Haben wir hier nicht gleich zwei schöne Fälle kalobiotischer Gestaltung im wirklichen Leben? — Ist eine solche Weihnachtsfeier doch gleichsam ein mütterlicher Kuß, welchen die christliche Religion der Kinderwelt liebend aufdrückt?! Es findet sich für diesen Zweck Unendliches in den Jugendschriften bereits geleistet, welche darauf bedacht zu sein pflegen, mit Belehrung zugleich auch Unterhaltung zu verbinden, und hiemit für veredelnde Annehmlichkeit des Lebens der Kinder — für ihre gestaltende Kalobiotik sorgen. Wenn es z. B. in Salzmann's Kinderschriften heißt:

»Herr Herbst macht einen Spaß, welcher Spaß einmal in einer Fischerei, ein anderes Mal im Herausnehmen von Honig aus Bienenstöcken, ein drittes Mal in einer Schlittenfahrt besteht;«

so sind dies gewiß auch Beiträge zur Kinderkalobiotik. Dahin pflegen z. B. die von solchen Schriften angegebenen Spiele zu zielen. Auf sie, als auf eine so unerschöpfliche Quelle für Verschönerung des Lebens im Kindesalter können wir daher unbedingt hinweisen, und

uns darauf für unsern Zweck beschränken, indem dadurch Hinlängliches in unserer Tendenz für Kinder geschieht.

Die Jugend.

(Jüngling und Jungfrau.)

Zwei Principe zeigen sich in dieser Lebensperiode in voller Blüthe, das Princip der Kraft beim Jüngling, jenes der Anmuth bei der Jungfrau. Dieser Richtung gemäß schreitet die Entwickelung Beider vor. In keiner Alters-Periode sind wir aufgelegter und geschickter, Lebensverschönerndes zu suchen und zu finden, als in der Jugend. Es bedarf also hier am allerwenigsten, so zu sagen, der Nachhülfe der gestaltenden Kalobiotik, und wir können uns daher kürzer fassen. Schon einige Schriftsteller, z. B. Mad. Staël, Fürst Pückler, bemerkten in ihren Werken, wie es sich in der Jugend bisweilen ergebe, daß man sich in seinem Innern bis zu einem gewissen Grad von Wonnefieber über seine Daseinsfreude glücklich fühlt! — Dies ist wohl etwas gar Seltenes, möchte aber jedenfalls für die Wahrheit unserer Behauptung bürgen, daß in diesem Alter Kalobiotik bei uns am wenigsten durch Nachhülfe thätig zu sein brauche, da Natur schon dafür sorgt! — Alles, was an Spielen und Unterhaltungen auf Kraftübung hinausgeht, pflegt von dem Jünglinge, Alles, was Anmuth nährt und entfaltet, und hierdurch eben Reiz

für die weibliche Jugend hat, von der Jungfrau gesucht zu werden. Auch hier wäre Aufzählung des Einzelnen Ueberfluß. Erst beim Erwachen der Liebe unter den beiden Geschlechtern, einer der schönsten Lebensblüthen, fängt allenfalls der Jüngling an, die Lust der Jagd, des Reitens, Fechtens, die Jungfrau ihre Tauben, das Zeichnenbrett, den Stickrahmen etwas zu vernachlässigen und ein Jedes sucht dem Andern sich mehr zu nähern. Es werden solche Vergnügungen hervorgesucht, welche Beide näher zusammenführen, Tanz, Musik, Landparthien, Gesellschaft, allenfalls auch, soviel möglich, unbelauschte Besprechungen. Man denke wieder an die herrliche Balkonscene in Shakespeare's »Romeo und Julie«, an jene Zusammenkunft der beiden Liebenden in stiller Mondnacht, nur umlauscht von Myrthen und Lorbeeren, und dgl., was das göttliche Wohlgefallen der beiden Geschlechter an einander bewährt; lauter Situationen, deren wir in den Dichtungen aller Zeiten und Völker zu Hunderten besungen finden. Dies bestätigt wohl hinlänglich ihren lebenverschönernden Charakter! Da hienach Liebe auf unser Leben so kräftig gestaltend einwirkt, was, wie wir bereits im ersten Theile nachgewiesen, besonders in der Ritterzeit von hohem Einflusse war, so haben Jüngling und Jungfrau wohl darauf bedacht zu sein, daß der Einfluß kein verderblicher, sondern ein lebenverschönernder werde, folglich dabei alles sorgfältigst zu vermeiden, was vor dem Richterstuhle der Moral nicht

zu rechtfertigen, oder sonst gemein wäre, denn solches brächte im Gegentheil H ä ß l i c h e s ins Leben.

Wenn die Jugend einerseits den lebhaftesten Trieb fühlt, ihre Existenz kalobiotisch zu gestalten, da für sie das Leben so zu sagen den evidentesten Reiz, das höchste Aroma hat, ihr die kalobiotische Gestaltung auch am geläufigsten ist, so pflegt sie anderseits dabei doch oft sehr u n k a l o b i o t i s c h vorzugehn, indem sie den a u g e n b l i c k l i c h e n Genuß irgend eines Vergnügens für Alles hält, ohne im geringsten die F o l g e n zu bedenken. Drohen diese verderblich zu werden, so wäre der Genuß des sie verursachenden Vergnügens fürwahr nicht k a l o b i o t i s c h gewesen, denn der wahre Kalobiot hat von einem höhern Standpunkte auszugehn, er berücksichtigt nicht den A u g e n b l i c k allein, sondern das Leben i m G a n z e n! — Uebrigens weisen wir auch hier auf Alles hin, was wir bereits in dem gleichbetitelten Kapitel des ersten Theiles über dieses ganze Thema zur Sprache gebracht.

Das Alter schöner Reife.

(Der Mann, die Frau.)

»O wahrlich nur durch die Liebe lernen wir die Ewigkeit verstehen«

ruft M a d. S t a ë l in ihrer Corinne aus! — Wohl möchte Liebe auch die Morgensonne sein, welche gleichsam der Landschaft unseres Jugendlebens jene eigenthümliche Beleuchtung, jenen unbeschreiblichen Reiz giebt. Ihr Zau=

berschein währt auch noch einen guten Theil der weiten Lebensperiode des Menschen fort, nämlich im Alter schöner Reife. Nun fängt das Leben an, eben weil jene Sonne steigt, bestimmtere Umrisse zu gewinnen, wodurch es wieder neuen, besondern Reiz erhält. Es erwacht im Menschen das Bedürfniß des Realisirens. Standeswahl, Gründung und Einrichtung einer eigenen bürgerlichen Existenz ist in der Regel, was uns in dieser Lebensperiode beschäftigt, was ihr das charakteristische Gepräge aufdrückt. Dies erstreckt sich natürlich auch auf unsere kalobiotischen Bemühungen. Größtentheils bezwecken sie Gleiches. Eines der Hauptmittel, welches die Meisten zur Verschönerung ihres Lebens anzuwenden trachten, ist, sich eine liebende Gattin oder beziehungsweise liebenden Gatten zu suchen, und sich zu verehlichen. Viele treffen es schlecht, und pflegen sich gerade dadurch, indem sie unglücklich wählen, das Leben zu verbittern. Die Meisten aber erreichen doch wohl im Ganzen ihren Zweck dabei, wenn auch bei weitem nicht in dem gehofften Grade. Darum ist das Kalobiotische des Mittels im Ganzen wohl immerhin nicht zu verkennen, sowie das Messer darum nicht minder ein sehr nützliches Werkzeug ist, weil man sich damit verwunden könnte. Verehelichung ist daher die Basis zur Gründung und Einrichtung eines eigenen Hauswesens, welches sich fast ein Jeder in dieser Lebensperiode zu gründen und einzurichten strebt, was eben derselben ihren eigenthümlichen

Reiz verleiht. Wir können hier geradezu wieder auf das hinweisen, was wir im ersten Theile aus Gellerts Schriften über das Poetische der Ehe anführten, und was gewiß ein reizendes Gemälde voll wahrer, aus dem Leben gegriffener Züge bietet. Daher ist ihre Wichtigkeit für gestaltende Kalobiotik einleuchtend. Alles, was wir da oder dort Anwendbares sehen, um unser Leben angenehmer, besonders veredelnd angenehmer zu machen, oder was darauf führen kann, in unsere Verhältnisse wenigstens einigermaßen Aehnliches zu bringen, sollten wir in unserer Tendenz dann auch bei unserem Haushalte einzuführen suchen. Natürlich muß in der Regel der Eingehung eines Eheverhältnisses wohl bis zu einem gewissen Grade Sicherung eines hinlänglichen Erwerbes vorangehen. Eine Strohhütte und zwei vereinigte Herzen, wie es oft in Romanen heißt, sind freilich nicht genug, und heirathen ohne gegründete Aussicht, sich die nöthigen Mittel dazu verschaffen zu können, ist allerdings sehr unkalobiotisch gehandelt. Dies muß jedoch nicht gar zu weit gehen. Da man etwas Vertrauen schon auch blos auf die eigenen Erwerbskräfte setzen darf, muß es sich auch jedenfalls nach Stand und Verhältnissen richten. Die unteren Stände der Gesellschaft z. B. brauchen viel weniger auf vorangegangene Beischaffung hinlänglicher Erwerbsmittel bei Verheirathungen zu sehen, als dies bei höhern Ständen nöthig ist, weil hier die Frau ebenfalls mitzuerwerben pflegt. Auch unter den ge-

bildeten Ständen brauchen z. B. genügsam erzogene Eheleute weit weniger, können sich daher leichter verheirathen, als Individuen, denen mehr Lebensbedürfnisse anerzogen wurden. In Amerika sind die Ehen ungemein erleichtert, weil der Erwerb dort häufiger, der Luxus dagegen, als von der Convenienz nicht geboten, beinahe wegfällt.

Standeswahl kann für den Mann gleichfalls ein wichtiges Mittel zur Lebensverschönerung werden, wenn er nämlich einen Stand wählen kann, dessen Beschäftigungen ihm Vergnügen gewähren, wo dann Pflicht und Vergnügen in Eines zusammenschmelzen. Was die Einrichtung des Hauswesens betrifft, so tritt mit seiner Gründung meist auch das Begehren ein, sich dabei allmählig auch gewisse, früher entbehrte Lebensbequemlichkeit zu verschaffen, welche der Engländer mit dem Worte „comfort“ bezeichnet, und wofür besonders Hausfrauen Sinn haben, daher auch mit besonderer Liebe dafür zu wirken pflegen. Jedermann soll suchen, sich es in seinem Hause möglichst behaglich und wohnlich einzurichten, damit es ihm dort wohl werde und er dort gerne verweile, was bei Männern auch noch den weitern materiellen Nutzen hat, daß sie dann für ihre Unterhaltung nicht außer Hause Geld auslegen, oft zu großem Abbruche der Haushaltung. Wir haben später ohnedies von Familienleben insbesondere zu sprechen. Daher betrachten wir hier vorzugsweise nur das Individuum. So wie Jederman in gewisser Hinsicht sein eigener Arzt sein und sich selbst be-

obachten muß, um zu wissen, was er, vermöge der eigenthümlichen Beschaffenheit seines Körpers, für seine Gesundheit zu thun und zu meiden habe, ebenso muß er auch rücksichtlich seines kalobiotischen Bedürfnisses vorgehen, um zu erkennen, und womöglich zu thun, was für dasselbe, vermöge seiner Individualität, Reiz hat. Lektüre, mit Andern oder allein, Spiel, Gesellschaft, die Freuden der Tafel, mit Mäßigkeit genossen, Dilettantismus in Musik, Malerei, Tanz oder andern schönen Künsten u. dgl. können alle zu mehr oder weniger veredelnden Mitteln gestaltender Kalobiotik werden, jenachdem Individualität und Geschmack des Wählenden ist. Es lassen sich darüber keine bestimmten Anweisungen geben, und man kann, ja muß sich blos auf Andeutungen beschränken. Um übrigens aus dieser unendlichen Fülle nur irgend ein Beispiel zu wählen, wovon wir auch nicht schon anderswo sprachen, thun wir dies in Bezug auf das Spiel, und zwar hier auf das Schachspiel, eine der interessantesten Erfindungen gestaltender Kalobiotik. Ueber dasselbe ist in des bekannten Manvillon's Werke, das von diesem Spiele handelt, folgendes gesagt:

»Mit Recht wird also das Schachspiel als das edelste und geistreichste Spiel geachtet, was jeder, auf einige Bildung Anspruch machende Mensch kennen muß, und dem man gewiß manche angenehme Stunde verdankt. Beinahe in allen europäischen Ländern bestehen Schachklubbs, wovon die Pariser und Londoner die berühmtesten sind. Im Ganzen Orient ist Schach das allgemeine Spiel. Die größten

Männer aller Jahrhunderte haben dies Spiel vorzugsweise als Erholung getrieben und geliebt, und es eifrig studirt. Sehr viele Bücher sind darüber geschrieben, und ausgezeichnete Spieler nehmen einen Platz in der Geschichte ein. Wer das Studium dieses Spieles mit etwas Aufmerksamkeit treibt, wird immer mehr überzeugt werden, daß es unendlich viel Hülfsmittel, sowohl zum Angriff als zur Vertheidigung anzeigt, daß es für den Verstand außerordentlich übend ist, immer neue Variationen darbietet, und ein nie ermüdendes, gar nicht kostspieliges Mittel ist, Erholungsstunden angenehm, unterhaltend und nützlich zu verkürzen. Je länger man das Spiel treibt, jemehr wird man von dessen Umfang überzeugt, von den Schwierigkeiten immer in allen Lagen die beste Wahl zu treffen, von der Feinheit der Züge, die in verwickelten Umständen oft Rettung, nicht selten sogar Sieg bringen, von der Richtigkeit der gegebenen Regeln, und von der Nothwendigkeit sie zu befolgen; es würde demnach überflüssig sein, viel zur Empfehlung eines Spieles zu sagen, dessen Werth schon so allgemein anerkannt ist.«

Alle angedeuteten Mittel zur Lebensverschönerung pflegen meist von beiden Geschlechtern angewandt zu werden. Es gibt aber wieder andere, die entweder dem Manne oder dem Weibe hiezu dienlich sind. Selten findet das weibliche Geschlecht z. B. Geschmack an beschwerlichen Jagden, am Herumtummeln von Pferden, gar nicht am Fechten u. dgl., wie der Mann, während dieser wieder am Putze, Blumensträußen, an der Stickerei und andern weiblichen Arbeiten kaum Vergnügen finden wird, womit sich das weibliche Geschlecht oft bestens unterhält,

und welchen es manche angenehme Stunde verdankt. Wenn Friederike Bremer in ihrem Roman »das Haus« eine Frau zu ihrer Jugendfreundinn sagen läßt, ob sie sich noch der angenehmen Stunden entsinne, welche sie als Mädchen oft mit einander bei *Weintrauben und einem Romane* verbrachten; so wollte die Eine damit ihre Freundinn im Grunde an nichts gemahnt haben, als an mit einander verbrachte *weiblich* kalobiotische Stunden. *Männer* dagegen würden einander etwa in ähnlicher Lage an traulich bei einem *Glase Wein* oder einer *Cigarre* verplauderte Stunden mahnen! — Niemand versteht so im Moment zu leben, diesen so ganz *auszukosten*, wie die *Frauen*! Von ihnen müssen wir hierin also für unsere kalobiotische Lebenspraxis ebenfalls lernen. Nicht zu übersehn ist, in Bezug auf Lebensverschönerung überhaupt, auch, was Fontanelle über *kleine Freuden* sagt. So nennt er gewisse, wohl an sich geringfügige, aber dafür auch solche Annehmlichkeiten, die sich der Mensch leicht verschaffen kann, und die durch ihre *Summe* am Ende doch *Bedeutendes* im Leben ausmachen, daher ebenfalls in die Wagschale zu kommen haben, denn *große* Freuden sind in unserem Leben selten, und fast immer von uns zu unabhängig, um darauf im geringsten rechnen zu können. Er sagt nämlich in seinem Werke »*über das Glück*«:

»Der Antheil von Glück, welcher in der Macht des Menschen liegt, besteht aus jener Masse kleiner Annehmlich-

keiten, die fast jeder Mensch in jedem Stande haben kann. Je aufmerksamer man diese reinen und leichten Genüsse betrachtet, jemehr lernt man ihren Werth schätzen, und, was noch mehr ist, die Fähigkeit Angenehmes zu empfinden geht nicht verloren. Es folgt hieraus, daß Geist und Herz suchen müssen, diese Gesundheit der Seele zu bewahren, ohne die es kein Glück gibt.

Man darf sonach kleine Freuden nicht allzugeringe schätzen und muß sie vielmehr als Faktoren in der Summe wohl gelten lassen.

Vorzüglich muß dies bei dem Einsamlebenden sehr in Betracht kommen. Ihm vor allen ist anzuempfehlen, zur Verschönerung seiner Existenz ja auf jene kleinen Freuden aufmerksam zu sein, welche ihm seine Lage bietet, damit ihm sonst das Leben nicht allzu schleppend werde. Mitunter finden sich in der That wahre Einsamkeitskünstler im Leben, die besonders erfindungsreich darin sind, oft gleichgültig und uninteressant scheinenden Umgebungen, dem Umgange mit Leuten, welche tief unter ihnen an Bildung stehen, mancherlei Genuß abzugewinnen, von dem sich ein Anderer, der nie in ähnlicher Lage gelebt, nie hätte etwas träumen lassen. Auch wäre sein Sinn dafür nicht einmal entwickelt, wozu eben gehört, länger in der Lage gelebt zu haben, seinem kalobiotischen Bedürfniß auf keine andere Weise Nahrung verschaffen zu können. So versichern wir z. B. einen solchen Einsamkeitskünstler wirklich selbst zu kennen, der stets auf dem Lande lebend, im Umgange fast allein auf den

gemeinen Mann seiner Gegend und auf seine Dienstleute beschränkt, seiner eintönigen Existenz dennoch selbst in höherem Alter Reiz abzugewinnen versteht, indem er nicht nur aus Lekture, Studium und Wissenschaft zahllose Genüsse zu schöpfen versteht, ohne dazu eben eines Andern zu bedürfen, sondern auch sich bald mit Unterweisung von Kindern aus jenen Klassen, bald mit Dichtungen von passenden Liedern für sie, und über allerhand Vorkommnisse, die er die Kinder dann unter Harfenbegleitung absingen läßt, bald durch angemessene gelegentliche Besprechung mit dem gemeinen Manne u. dgl., die Zeit auf's Angenehmste auszufüllen weiß. So streut er nebstdem noch so manches Saamenkorn des Guten aus, was dereinst Früchte trägt, und ihn dem gemeinen Manne der Gegend unvergeßlich machen wird. Wer vermag es auch noch zu berechnen, welchen Einfluß er so noch auf weitere Ausbildung des Volksliedes haben kann, woran wir dann wieder ein Beispiel gestaltender Kalobiotik für Andere vor Augen hätten. Einem solchen Einsamkeitsvirtuosen wird das, Vielen so lästige, einsame Leben dann, was für den Bildner der Thon ist, denn er weiß allerlei Geistreiches daraus zu formen. Wer nie in solcher einsamen Lage gelebt, wird dergleichen meist freilich nicht begreifen, ja sogar schal finden. Dies beweist aber eben nur seine gänzliche Unkenntniß jener gegebenen Lage, und der Nothwendigkeit, irgend einer Befriedigung des kalobiotischen Bedürfnisses

im Menschen. Was jener Einsamkeitskünstler so zur Verschönerung seines Lebens thut, ist nicht blos Unterhaltung, sondern veredelnde Unterhaltung, ist wahre Lebensverschönerung, obschon auch bloße Unterhaltung dazu gehören kann, wenn sie erlaubten Genuß bietet. Die so eben geschilderte Lebensweise, wie überhaupt dasjenige, was wir hinsichtlich der kleinen Freuden und sonst über Lebensverschönerung bemerkt, dürfte zugleich auch als evidente Widerlegung dessen dienen, was man im gemeinen Leben, wo das Wort Kalobiotik nun bekannter zu werden anfängt, oft zu hören bekömmt; dieselbe sei nämlich blos ein Streben für den Reichen! Es ist ein Streben für jede Klasse der Gesellschaft, für jedes Alter, denn Jedermann kann gewöhnlich in seinen Verhältnissen dem Leben Genuß abgewinnen, und nur die Form ändert sich nach Lage, Geschmack u. s. w. So wie es heißt: „Chaque age a ses plaisirs“ so sollte es in der Regel auch heißen „chaque individu, chaque état a ses plaisirs.“ Hieher gehört auch wieder, was im ersten Kapitel des zweiten Theiles über kalobiotische Stiftungen im Allgemeinen bemerkt wurde. Durch sie kann der Einzelne, wenn er die Mittel besitzt, nicht nur für sich, sondern auch für Andere, ja sogar für die Nachwelt in unserer Tendenz einwirken. Wenn es Erblasser gab, welche Vermächtnisse, als Preis für jene, hinterließen, welche sich im Schachspiele durch gewisse Leistungen darin, besonders

auszeichnen; so wäre wohl nicht abzusehen, warum nicht auch letztwillige Anordnungen in kalobiotischer Tendenz zulässig erscheinen sollten, welche doch bei weitem wichtiger wären.

Was lediggebliebene Personen beiderlei Geschlechtes zur Verschönerung des Lebens in ihrer besondern Lage ohngefähr thun können, und zum Theil, wie wir oft im gemeinen Leben sehen, wirklich auch thun, darüber enthält das gleichbetitelte Kapitel des ersten Theiles bereits Winke. Mehr als Winke aber können hier wohl nicht ertheilt werden, indem hierin zu viel von den Individualitäten und den Verhältnissen des Einzelnen abhängt. Eine gewisse Aufmerksamkeit scheint in kalobiotischer Hinsicht auch die Kleidung, zumal jene des weiblichen Geschlechtes und sein Putz zu verdienen. Sind diese letzteren doch eine Art fortlaufender, oft sehr hübscher phantasiereicher Poesie! Sie gewähren sowohl den Gesehenen, als den Sehenden, jedem in besonderer Weise, Genuß. Wem ist nicht z. B. eine geschmackvoll gekleidete, hübsche Frau ein lieblicher Anblick? — Die Mode, welche dem weiblichen Anzuge Veränderungen giebt, bringt meist Hübsches und Geschmackvolles dieser Art. Nur bisweilen mischt sich, oft auf Kosten des Geschmacks, irgend eine andere äußere Rücksicht bei. Beispiele hiervon möchten wohl die Moden in der weiblichen Kleidung unter Ludwig XIV. in Frankreich, mit ihren engen, panzerartigen Miedern, poches, und breiten

Reifröcken sein, wozu wohl die, damals so überhand genommene Ausschweifung Veranlassung war, um das weibliche Geschlecht, soviel thunlich, auch durch die Kleidung wenigstens zu einer gewissen äußern Decenz zu nöthigen. Selbst an der heutigen Frauenkleidung bemerken wir, wie sie geeignet sei, das weibliche Geschlecht im Grunde in allen vehementen, daher beim Weibe unschönen Bewegungen, z. B. an zu hohem Aufheben des Armes, an weiten Schritten im Gehen u. dgl. zu hindern. Daher man sagen möchte ihr Kleider-Schnitt habe eine Art sittlichen Grundes. Wieviel ist nicht schon in Büchern, in den sogenannten Rathgebern für Eheleute über die Wichtigkeit für die Frau gesagt worden, nach ihrer Verehelichung sich ja keine Vernachlässigung im Anzuge zu erlauben, was gewiß auch mit einen kalobiotischen Grund hat.

Das Alter.

(Der Greis, die Greisin.)

Das eben besprochene Alter der Reife ist nicht bei Jedermann von gleicher Dauer. Es zieht sich bei dem Einem mehr, bei dem Andern weniger hinaus. Daher tritt das Greisenalter mit seinem eigentlich Charakteristischen nicht bei Allen gleich zeitlich ein, was meist auch von der physischen Beschaffenheit unseres Körpers abhängt. Bei dem weiblichen Geschlechte scheint es sich im Ganzen wohl früher einzustellen; dies möchte mit seinem zärt-

lichen Körperbau im Zusammenhange stehen. In dieser Altersperiode moussirt zwar das Leben nicht mehr, dafür hat es aber wieder seine eigenthümlichen Reize. Obschon wir in dem gleichbetitelten Kapitel unseres ersten Theiles darauf hingewiesen haben, wie der Hauptgenuß im Alter eigentlich zunächst wohl in kalobiotischer Auffassung des Lebens bestehe; so darf hier doch ja nicht übergangen und muß ganz besonders angedeutet werden, daß ihm aber auch noch eine große Fülle von Mitteln zu kalobiotischer Gestaltung seiner äußern Existenz übrig bleibt. Zwar nehmen mit unsern Kräften wohl die augenfälligern gröbern sinnlichen Genüsse ab, und hören zum Theil gänzlich auf. Wer sich übrigens in der Jugend richtig ausgebildet, worunter auch gehört, daß er sein Verlangen nach sinnlichen Genüssen nicht künstlich unverhältnißmäßig stark gezogen, bei dem wird der Trieb danach mit dem Alter auch abnehmen, und endlich wohl auch verschwinden. »Das Entbehren einer Sache, die man nicht vermißt« — sagt Cicero — »ist nicht lästig.« Mit den feinern Lebensgenüssen dagegen verhält es sich wieder ganz anders. Sie verlieren bei Abnahme der Lebhaftigkeit unseres Gefühles, und unserer Einbildungskraft wohl an Farbe, an augenblicklich entzückendem Reize, gewinnen aber wieder durch eingetretene Zunahme unserer Ueberlegung und Erfahrung, und an Dauer. Sie werden so zu sagen sinniger, und dadurch reizender für uns. So versichert Jemand, daß er

in seiner Jugend durchaus keinen Geschmack an Romanen hatte, während sie ihm nun im Alter, wo er auch um so reicher an Lebenserfahrung ist, eben darum zur Lieblingslektüre geworden seien. Hierzu gesellt sich noch, wie wir auch schon im eingangserwähnten Kapitel bemerkten und umständlicher auseinander setzten, daß im Grunde eine Stunde im Alter eigentlich mehr Genuß bringe, als Tage in der Jugend. Man gehe alle von uns bisher bei irgend einer Gelegenheit aufgezählten Mittel der Lebensverschönerung durch, und man wird finden, daß mit Ausnahme weniger, wozu besondere Körperkraft oder Jugend gehört, sie fast alle noch auch dem Greise Genuß bieten. An Natur, an Kunst, Geselligkeit, Spielen u. dgl. kann er ihn bis zu seinem Ende stets noch finden! — Hindern ihn allmählig auch körperliche Gebrechen an dem Genusse des Einen, bleibt ihm noch das Andere. Wir wollen sogar von den allerärgsten Fällen annehmen: Wird er z. B. taub, bleibt ihm Lektüre, bildende Kunst, Natur rc., wird er blind, bleibt ihm Musik, Gesellschaft u. dgl. Ein russischer Dichter, der blind geworden und dann geheirathet hat, versicherte, er habe erst seitdem wahren Reiz am Leben gefunden. Allerdings sind Störungen in der Gesundheit und Gebrechen fürwahr nicht kalobiotisch, aber dem Kalobioten werden sie erträglicher. Darum ist der Jngend eine möglichst universelle Geschmacksentwickelung zu empfehlen, damit ihr im Alter, wenn solche Gesundheits-

hindernisse eintreten, noch immer eine Fülle anderer kalobiotischer Mittel übrig bleibe.

Dem Manne und der hiefür von Natur noch empfänglichern, Frau im Greisenalter ist das Familienleben, das Erleben des Emporblühens seiner Nachkommenschaft, wohl eine der reichsten, unerschöpflichen Quellen der Lebensverschönerung!

Wer vermöchte wieder alles herzuzählen, was sich daraus Kalobiotisches entwickeln läßt! Geschmack, Ausführungsmittel, Verhältnisse, Aufmerksamkeit auf alles hiezu Dienliche u. dgl. ist es, was hierin leiten muß. Vorzüglich im Alter, wo, wie Bonstetten sagt »on se trouve souvent tête à tête avec son ame« (man sich oft seiner Seele gegenüber allein befindet) ist sich auf diese Kunst des Alleinseins am meisten zu verlegen. Hier möchte daher wohl auch vorzüglich zu beherzigen kommen, was wir in dem vorhergehenden Kapitel über dem Einsamkeits-Künstler, und über die von ihm anzuwendenden kalobiotischen Kunstgriffe bemerkt haben, ebenso auch unsere Bemerkungen daselbst über das, was Fontenelles unter kleinen Freuden verstand. Diese kleinen Freuden dürften im Alter wohl vor allem Anwendung finden, und die Stellen, welche wir im ersten Theile aus Cicero de senectute anführten, können diesfalls vollkommen als Belege dienen. Ebenso können wir auf die Wahl irgend eines Lieblingsstudiums als Selbstbeschäftigung, wie auch, zu beliebiger Nachahmung, darauf

hinweisen, daß wir z. B. einen solchen Einsamkeitskünstler kennen, der oft viele Stunden des Tages mit Nachsinnen über Probleme aus Schachwerken, ganz allein für sich auf's angenehmste zubringt. Lebensbequemlichlichkeiten, was der Engländer comfort nennt, sind im Alter ebenfalls nicht zu übersehen, denn man genießt sie dann doppelt. Eine warme Suppe, eine warme Tasse Thee, eine Pfeife Tabak bei einer Parthie Schach sind Behaglichkeiten, die uns im Alter noch viel werther sind, als in der Jugend. Jene comforts können uns bis an's Ende unseres Lebens verbleiben, und sie schließen sogar eine gewisse Eleganz nicht aus, die uns bis dahin Genuß verschaffen kann. Die Jugend müssen wir endlich auch ganz besonders dazu anzuwenden suchen, uns für's Alter eine sorgenfreiere Existenz in pekuniärer Hinsicht zu gründen. Hiezu bieten heutzutage die so häufig bestehenden Lebensversicherungsanstalten neue reichliche Gelegenheit, worauf wir bereits im ersten Kapitel unseres zweiten Theiles eigens hingewiesen haben. Denn der wahre Kalobiot darf das Praktische, die Lebensprosa, ja nicht aus den Augen lassen, sonst würde er seinem Zweck grade zuwider handeln. Eine schöne Aufgabe für ihn wäre es z. B. auch ein Convict für einsam stehende alte Leute einzurichten, wo diese ihr Leben auf möglichst angenehme Weise beschließen könnten, indem sie dort so viel wie möglich die Vereinigung häuslicher Pflege und Bedienung mit den Annehmlichkeiten

des geselligen und geistigen Verkehres beisammen fänden. Das Zusammenleben könnte manches an Bedienung, Küche, Equipage, Büchern u. dgl., was dem Einzelnen wegen zu großen Kosten unerschwinglich wäre, bedeutend ausführbarer machen. Es brauchte fürwahr kein Kloster mit seinem Zwange, sondern blos ein Zusammenleben in Bezug auf das Oekonomische und Gesellige zu sein, woran übrigens jedem nach Laune freistehen müßte, Theil zu nehmen oder nicht. Eine Bibliothek, ein Lese-Salon, Spielzimmer, Rauchzimmer u. dgl. dürften nicht fehlen. Auch brauchte Fremden beiderlei Geschlechtes, die dem Mehrtheil der Mitglieder bekannt wären, der Besuch in den gemeinschaftlichen Lakalitäten nicht verwehrt zu sein. Das wie der Ausführung eines solchen Unternehmens unter gehöriger Beachtung der zusammenzusetzenden Elemente festzustellen, wäre freilich keine leichte Aufgabe. Hier wäre z. B. vorzugsweise nebst der nöthigen ästhetischen Bildung und Menschenkenntniß auch jene praktische Geschicklichkeit, wovon wir in der Vorrede sprachen, unentbehrlich, auf das wirkliche Leben gestaltend einzuwirken, um darin das Beabsichtigte zu realisiren. — Schließen wir noch dieses Kapitrl mit folgender Schilderung aus Arndt's Biographie (Leipzig bei Weidemann **1840**) eines schönen Greisenlebens, welches er in seiner eigenen Familie, folglich im wirklichen Leben beobachtet; Arndt schildert einen alten Onkel, den er hatte, folgendermaßen:

»Keine Lust und kein Spaß war ihm zu lustig, nur unsittlich durften sie nicht sein, und er pflegte gern den Spruch Luthers zu führen, wenn Gott keinen Spaß verstände, möchte ich nicht im Himmel sein. Ich nenne ihn: den Patriarchen: Das war der glücklich geborene Mensch wirklich; redlich, frei, tapfer und hilfreich, wann und wo er konnte, ließ er im Glauben an Gott und die Weltregierung Unglück und Trübsal meistens still und leicht neben und unter sich hingehen, und richtete sich am Sonnenschein des Lebens bald wieder auf. Wir besuchten ihn ein halbes Jahr vor seinem Tode (er starb im Winter 1811). Der Greis, in den Achtzigen, saß mit seinem alten Mütterchen schon zusammengefallen in seinem Stübchen, aber die alte Lebensflamme zuckte bei unserem Anblicke frisch auf. Er setzte sich mit uns zu Tisch und ließ Wein auftragen, und ward fast beredt wie in längst verschienenen Tagen, und sagte beim Abschied ganz beherzt: Kinder, Ihr werdet mich bald in die Erde legen; dann sollt Ihr recht fröhlich sein, und von diesem Weine trinken, denn ich habe mit Gott mein Lebelang ein frohes Leben geführt! — Dies war der Patriarch. Noch saß im stillen Stübchen eine liebende freundlich lächelnde Parze am Spinnrocken, des Patriarchen Gattin, und meines Vaters Mutter, deren alte Tage der treue und fromme Sohn mit der größten, zärtlichsten Liebe gehegt und gepflegt hat. Das war das Bild einer schönen stattlichen Alten, das Angesicht meines Vaters, bräunlich und schön wie König David weiland. Auch sie, immer herzig und wohlgemuth, hat 96 Jahre auf Erden gelebt und mit ihren Küssen manchen Segen auf meine Wangen uud mein Haupt gedrückt.«

2. Kalobiotik der Gesellschaft.

Auch hier gehen wir, wie im ersten Theile, von der

Kalobiotik des Individuums zu jener der Gesellschaft über. Da dieselbe aus dem Zusammenleben von Individuen entsteht, und eben dieses Zusammenleben eine vorzügliche Quelle kalobiotischen Genusses bietet; so könnte man es hier immerhin am rechten Orte glauben, daß sogleich von der Gesellschaft und den lebensverschönernden Genüssen gesprochen würde, welche sie dem Menschen bietet, wodurch sie ein Hauptmittel kalobiotischer Gestaltung abgibt. Hierüber behalten wir uns jedoch vor, in dem Kapitel über gestaltende Ständekalobiotik besonders zu sprechen, und beobachten für jetzt dieselbe Ordnung, welche wir in dem ersten Theile verfolgt, gehen daher vorerst zur Grundlage alles geselligen Zustandes — zur Familie über.

a) Familienkalobiotik.

Bei ihr kommt es vorzüglich auf den negativen Theil derselben, nämlich auf das an, was in einer Familie wohl zu meiden ist, damit den einzelnen Mitgliedern das Leben nicht verbittert, nicht unschön werde. Sehr beherzigenswerthe Winke hierüber enthält schon, was wir in dem gleichbetitelten Kapitel des ersten Theiles aus einem Aufsatze Korens anführten. Schon dort ward nämlich angedeutet, wodurch ohngefähr sich die Menschen ihr ohnehin oft genug mühseliges Dasein noch mehr zu verkümmern pflegen, ohne darauf zu achten. Auf dieser Grundlage ist hierin weiter zu gehen, und Folgendes zu

bemerken: Die Befolgung aller dergleichen Winke, sich das Leben nicht zu verderben, ist wohl Jedermann, vorzüglich aber Gliedern einer Familie zu empfehlen, die beisammen zu leben haben, und sich außerdem nur die Existenz wechselseitig vergällen würden. Genaue, fortgesetzte Aufmerksamkeit auf das Leben von Familien überhaupt im täglichen Verkehr wird uns auf eine Menge zu vermeidender Uebelstände solcher Art führen. Hier können wir, um uns nicht allzusehr aufzuhalten, nür einige darunter, beispielsweise anführen.

Rohes, barsches Auffahren der einzelnen Familienglieder gegen einander, vorzüglich des Familienvaters gegen seine Angehörigen oder Dienstleute, oft aus den geringsten Ursachen, ohne Rücksicht auf die Gegenwart Anderer, vor denen es dem Getadelten nur sehr unlieb sein kann, Vorwürfe zu bekommen. Außerachtlassung eines gewissen, bei jedem Familiengliede wohl zu erweckenden und zu nährenden Ehr- und Zartgefühles bei Behandlung desselben. Die Vernachlässigung des Beobachtens einer gewissen Achtung im Umgange mit einander, besonders gegen den weiblichen Theil, eines gewissen, leisen Anhauches von Galanterie gegen die Frauen, der darum noch lange keine Ziererei ist, denn unzarte, oder gar unartige Behandlung der Frauen führt unvermerkt zur Rohheit, und rächt sich darum stets. Durch diese drei Fehler schleicht sich in einer Famile nur zu leicht ein gewisser zänkischer, gemeiner Ton ein, der Allen das Leben

ungemein verbittert. So herrscht oft auch die Gewohnheit, sonst wohl nothwendige Rügen an einzelne Familienglieder wegen übertriebener Ausgaben u. dgl. nur unter Zank und Gepolter zu ertheilen, statt mit Ruhe, wo sie doppelte Wirkung zu thun pflegen, und ein gewisser Ton guter Erziehung nicht verletzt wird, der nie wegbleiben soll, weil er vor Gemeinheit bewahrt. Dasselbe gilt auch von der Gewohnheit mancher Familien-Häupter, bei Tische Verdrüßliches, oder Gehässiges zur Sprache zu bringen, gerade nur für diese Stunde Verweise aufzusparen, und von Seite der Abhängigen ihn durch unzeitige Opposition noch mehr aufzureizen, wodurch die Mahlzeit statt nährend, erheiternd und angenehm zu sein, nur höchst unangenehm wird, ja allmählig sogar schädlich werden kann. So ist z. B. eine gute Regel, bei Tische ja keine Briefe zu öffnen, welche odiosa enthalten, und die gute Laune der Tischgenossen verderben könnten. Im Gegentheil möchten wir abermals auf Friederike Bremer's Worte hinweisen:

»Aufmerksamkeit für gegenseitige Neigungen, Interesse für gegenseitige Interessen seien die Seele des Familienlebens.«

Dies als leitenden Grundsatz angenommen, zusammengehalten mit dem natürlichen Triebe des Menschen, sich das Leben überhaupt, also auch das so sehr dazu geeignete Familienleben angenehm zu machen, kann es in der Regel nicht fehlen, daß wir allmählig dahin kommen, unsere häusliche Existenz zu verschönern. Hiezu

kann, wie wir schon im ersten Theile bemerkten, wieder Lektüre mitunter sehr dienliche Winke über die Art der kalobiotischen Einrichtung geben. Um gegen die Decenz nicht anzustoßen, sei das Familienhaupt ja darauf bedacht, in seinem Kreise nie, was man zu sagen pflegt, die Ampel des Idealen erlöschen zu lassen, d. h. darin stets bis zu einem gewissen Grade unter seinen Angehörigen den Sinn dafür zu wecken und zu nähren, sei es durch Natur-Kunstgenuß, durch Lektüre oder andere ähnliche Mittel. Denn dies eben ist eine der besten Schutzwehren gegen die so antikalobiotische Gemeinheit, und Abgestumpftheit gegen alles, was nicht gerade materiellen Erwerb bringt. Dann sind häusliche Feste vorzügliche Glanzmomente für gestaltende Familienkalobiotik. Diese können mehr oder weniger sinnig, angenehm, phantasiereich angeordnet werden, wobei uns wieder Gelesenes oder anderswo Gesehenes dienliche Ideen an die Hand geben kann, was überhaupt auch von der Einrichtung unserer ganzen täglichen Familienexistenz gilt. In dem von uns so oft erwähnten Roman »das Haus« gibt uns Friederike Bremer gar hübsche Beispiele solcher sinnig erfundenen häuslichen Feste. Eine andere sehr wichtige Quelle für gestaltende Familienkalobiotik ist auch der Cirkel, den man in seinem Hause zu bilden versteht; die Wahl in den Personen, welchen man Theilnahme daran oder sonst Zutritt gestattet; denn versteht man hiezu ehrenwerthe,

in irgend einer Weise interessante Individuen zu wählen, muß dies nothwendig auch auf Verschönerung des Familienlebens vortheilhaft einwirken. Alles hier Angedeutete betrachte man übrigens wieder nur auf Grundlage dessen, was in dem ersten Theile über den Bau der Familie überhaupt, und so zu sagen über ihre anatomische Beschaffenheit nach Dursch dargestellt wurde, und dessen, was sonst in jenem Kapitel über diesen wichtigen Gegenstand zur Sprache kam.

b) Ständekalobiotik.

Um über gestaltende Ständekalobiotik, welche wieder ein eigenes unermeßliches Feld bietet, nur einigen Ueberblick zu gewinnen, scheint es am zweckmäßigsten, wenigstens der Hauptsache nach zu betrachten, was in dieser Tendenz bei den höhern, bei den mittlern und bei den niedern bürgerlichen Ständen zu geschehen pflegt.

Die höheru Stände der bürgerlichen Gesellschaft hätten es hierin freilich am leichtesten, weil ihnen am meisten Mittel hiezu, als Geld, Macht, Einfluß, Bildung u. dgl. zu Gebote stehen. Darum wird man im gemeinen Leben auch oft auf die Gegenbemerkung stoßen, wenn man nur Geld habe, so komme die Kalobiotik von selbst, während man doch täglich sieht, wie irrig diese Ansicht sei, indem oft gerade die Reichsten die schlechtesten Kalobioten sind, sich das Leben aufs Gründlichste verderben, während wenig, ja fast nicht Bemit-

telte, eine ganz angenehme, veredelnde Lebensweise zu führen verstehen. Allein es bleibt doch darum nicht minder wahr, daß sich Reichen wohl im Ganzen meist mehr ausgiebige Mittel zu gestaltender Kalobiotik bieten, als den minder bemittelten Ständen. Alles, was wir bisher im Verlaufe des ganzen Werkes gelegentlich an Mitteln zur Lebensverschönerung aufzählten, seien sie aus Natur, Geselligkeit, Kunst, oder sonst aus andern Quellen geschöpft, steht in der Regel den höhern Ständen zu Gebote. Eines der wichtigsten dieser Mittel ist die Geselligkeit mit ihren Freuden, denn sie ist eine der ergiebigsten Quellen für jene Stände, welche daher aus ihr auch am meisten zu schöpfen lieben, denn sie bietet wohl Unendliches für kalobiotische Gestaltung. Je nachdem der Schauplatz die Stadt, das Land, einer oder der andere Staat oder Hof, im Badeorte, mit seinem Gemische von Stadt- und Landleben, je nachdem es Winter, Frühling, Sommer oder Herbst im Süden oder Norden ist, wechseln die Freuden der höhern Gesellschaft ab. Alle solche Freuden aufzuzählen, wozu Natur, mitunter auch Künste und Wissenschaften das Ihre beitragen, wäre wohl unmöglich. Oft wechseln sie mit der Mode, mit dem Geschmacke, alte verschwinden, neue erstehen, und eben die Einführung solcher neuen, wenn sie unserer Tendenz nicht geradezu widersprechen, können praktische Beispiele kalobiotischer Gestaltung abgeben. Der rothe Faden, der sich fast durch alle jene

Vergnügungen hindurch zieht, ist jedoch die Geselligkeit, das Wohlgefallen an dem Umgange mit Andern, sei es nun der beiden Geschlechter mit einander, oder sonst des Menschen mit dem Menschen überhaupt. Hier finden wir besonders in Staaten, wo keine Parlament- oder Kammersitzungen u. dgl. andere Formen gebieten, die Damen als fast unumschränkte Herrscherinnen. Sie geben den Ton an, von ihnen hängt daher größtentheils die Gestalt der heutigen Geselligkeit ab, die in ihren Händen gleichsam weiches Wachs ist, aus welchem sie Beliebiges formen können. Welcher Mann weiß nicht aus Erfahrung, wieviel man einer hübschen Frau in geselliger Beziehung zu Gefallen thut, und wird daher unsere Behauptung leugnen wollen?! Die gestaltende Kalobiotik muß daher in dieser Beziehung fast alles nur von der Damenwelt erwarten, denn ihr Einfluß hierin ist zu groß und unverkennbar! Die Wege zur Erreichung eines solchen Zieles wissen, wie tägliche Erfahrung lehrt, die Damen wohl schon selbst, denn ihnen ist der Sinn für Lebensschmückung besonders eigen, auch würde dies wieder in eine specielle Kalobiotik gehören, welche nicht unsere Aufgabe ist. Gleiches gilt auch von der Betrachtung, wie sich bei höheren Ständen, nach Maßgabe der oben angedeuteten Lebensverhältnisse, die Befriedigung des kalobiotischen Bedürfnisses verschieden modificirt.

Bei den mittlern Ständen, welche es den höhern Ständen meist nur nachzuthun trachten, zeigt sich in der

angeborenen Tendenz zur Lebensverschönerung gewöhnlich blos der Unterschied, der aus dem Mangel an denselben Mitteln nothwendig entspringt. Wer z. B. weniger Geld hat, kann sich viele Vergnügungen nicht verschaffen, die dem Reichen zu Gebote stehen. Die mittlern Klassen der Gesellschaft haben daher theils dieselben Vergnügungen, welche die höheren Stände zu genießen pflegen, aber in geringerer Zahl und geringerem Maßstabe, da sie die Kosten nicht erschwingen können, theils wissen sie Manchem durch mehr Detailgenuß Reize abzugewinnen, die dem Reichen, der sie übersieht, entgehen, theils suchen und finden sie mehr Genuß im Denkleben und in der Lektüre u. dgl. Darum möchten wir auch im Ganzen unter ihnen mehr geistige Bildung antreffen, als unter den höheren Ständen, welche auch meistens den Zerstreuungen und der Convenienz mehr zu leben haben. Endlich möchte bei den mittlern Klassen, welche meist dem Erwerbe mehr Zeit widmen müssen, als dem Genusse, dafür auch weniger Ueberdruß und Abgestumpftheit zu finden sein, als unter den höhern Ständen, wo das Blasirtsein nicht nur oft affektirt wird, weil es zu sogenanntem guten Tone gehört, sondern oft wirklich vorhanden ist. So möchte man sagen, Erstere bleiben gleichsam mehr bei kalobiotischem Appetit, als Letztere, was einen eigenen Reiz hat, den Reiche größtentheils entbehren.

Zählbarer, einfacher und weit weniger Veränderun-

gen unterworfen sind dagegen die Mittel, welche die niedern Stände zur Befriedigung ihres kalobiotischen Bedürfnisses in ihrem täglichen Leben anzuwenden pflegen. Wenn man Tanz, in gewissen Gegenden noch andere gymnastische Belustigungen, wie z. B. in Tyrol und der Schweiz das sogenannte Schwingen, das Scheibenschießen, Karten- und andere Spiele, bisweilen Schmausereien, Wirthshausbesuch, Musik und besonders Singen genannt hat, so dürften ungefähr die wichtigsten Mittel der Lebensverschönerung beisammen sein, deren sich das Volk gewöhnlich bedient. Solche Belustigungen finden meist nur an Sonn- und Feiertagen statt, wo dem gemeinen Manne hinlängliche Zeit bleibt. Eben darum sind jene Tage, zunächst freilich nur dem Gottesdienste, und bei den Arbeitsklassen dem Ausruhen gewidmet, doch im Grunde kalobiotische Tage, indem sie gleichzeitig theilweise auch zu lebensverschönernder Erholung dienen. Dies bleibt, so lange den gemeinen Volksklassen ein solches Bedürfniß inwohnen wird, also ewig, und zeigt sich unter andern auch bei Kirchweihen, Schnitter-, Winzerfesten u. dgl. Belustigungen dieser Klasse unterscheiden sich indeß von jenen der höhern Stände dadurch, daß sie einen im Ganzen mehr bleibenden Charakter haben, denn der gemeine Mann genießt derlei weit seltener, und hat weit weniger Zeit, auf Abwechselungen darin zu sinnen, fühlt auch weit weniger das Bedürfniß, eben weil er seine Be-

lustigungen selten genießen kann, sie ihm also doch stets genug Reiz gewähren.

Als ein Beispiel jedoch, wie gleichwohl da und dort Sinn für die Nothwendigkeit zu erwachen beginnt, den Volksvergnügungen eine weitere Ausbildung und entsprechendere Richtung zu geben, also wie die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Ersprießliche kalobiotischer Gestaltung für das gemeine Volk verfällt, mag auszugsweise hier stehen, was in einer von der Baseler gemeinnützigen Gesellschaft gekrönten Preisschrift über dieses Thema gesagt ist. (Basel bei Schweighauser 1840.) Ihr Titel lautet: »Ueber die Veredlung der Vergnügungen der arbeitenden Klassen.« Wo darin der verdienstvolle Verfasser von der Wichtigkeit des Schulunterrichtes, als indirektes Mittel zu jenem Zwecke spricht, sagt er unter andern von den Schulzimmern sehr richtig:

»Sorget dafür, daß auch die Kunst in der Schule in Bildern gesehen werde, und gelte. Die Kunst wirkt auf Kinder, und besonders auf Mädchen, tief und unauslöschlich ein. Der Mädchen gebildeter Sinn wird eine große Kraft im häuslichen und — gesellschaftlichen Leben, eine Schutzwehr gegen Grobheiten und Unanständigkeiten, ein Hebel zur Veredlung der Männer und Vergnügungen werden. Vernachlässigung alles Schönen (weil man vom Schönen nicht gegessen habe) in der Haus- und Schulerziehung brachte schon viele schlimme Früchte. Nicht minder werde auch in der Schule der Sinn für Natur, aber nicht nur aus dem Buche, sondern aus der Natur selbst erzogen u. s. w.«

So weist er auf die Wichtigkeit der Spiele der Schuljugend in dieser Beziehung hin, bemerkt:

»daß sich die Schullehrer ihrer mehr bemächtigen sollten, um dabei Lenker und freundliche Rathgeber zu werden, daß die Eltern mehr darauf achten sollten, was ihre Kinder an Feiertagen spielen.«

Er sieht in solchen Vergnügungen der Schuljugend ihre Vorbereitung auf die später kommenden Volksfeste, weßwegen auf die eigentlichen Jugendfeste ein großer Accent zu legen sei. Auch sei hiebei viel auf den Ort der Feier zu sehen, weil er tief einwirke u. dgl. Als Mittel, den Vergnügungen der arbeitenden Klassen die beabsichtigte, veredelnde Ausbildung zu geben, d. i. also im Grunde für ihre gestaltende Kalobiotik mehr zu wirken, schlägt er z. B. vor: Errichtung von Sonntagabendschulen. Nur sollten dieselben nicht, wie bisher gewöhnlich, blos auf Lese-, Schreib-, Zeichnungs- und Rechenunterricht beschränkt sein, sondern auch nebstdem auf Vergnügungen ausgedehnt werden. Anschauungen von Kupferstichen, Lektüre kann die Besuchenden oft bis zur Stunde der Heimkehr dort halten, und besuchen sie auch vorher noch Bier-, Wein- oder Gasthäuser, so kommen sie doch von dort schon in einer ruhigern edlern Stimmung hin, und verhalten sich daher leichter selbst in jenen öffentlichen Orten anständiger. In solchen Abendschulen werden die Besuchenden mit ihnen ganz neuen Dingen bekannt,

welche ihren von geistloser Handarbeit abgestumpften Sinn wieder beleben, erweitern. Durch eine passende, kleine Bibliothek werden sie mit der Gedankenwelt genauer bekannt. Alles dies veredelt allmählig auf angenehme Weise.

»Errichtung von Gesangchören.«

»Lavater verbesserte z. B. sehr viel den schweizerischen Volksgesang und veredelte ihn. Mehrere andere Menschenkenner, Dichter und Gesangfreunde erkannten ebenfalls die lebendige Kraft des Liedes, das bildende Element des Gesanges und sagten mit Worten, ahnten jedoch in noch tiefern Gefühlen, warum allem Volke Gesang und Lied gegeben sei.« »Der Gesang« fährt der Verfasser fort — »schließt sich gern und leicht allem Erlaubten und Edlen, dem Wein, dem Frohsinn, der Liebe, dem Familienfeste, der Natur, dem Hause, der Kirche an. Weil die meisten Gegenden und Menschen viel Sinn dafür haben, konnten Liederkränze, Singvereine, Gesangchöre u. dgl. entstehen. Hier wird angedeutet, was im Allgemeinen für Verbesserung solcher Vereine und des Volksgesanses überhaupt noch geschehen könnte! —

Volksfeste. Nachdem der Verfasser, auch unter Hinweisung auf geschichtliche Fakta, die Wichtigkeit von Festen für's Volk zu seiner Veredlung aufmerksam gemacht hat, geht er dazu über, von der besten Art der Einrichtung solcher Volksfeste zu sprechen, was eben eigentlich unsere Aufgabe ist, indem es zur gestaltenden Kalobiotik gehört; er sagt:

»Gymnastik, kriegerische Uebungen, Gesang, Tanz und Reden, in Verbindung mit Gaumgenüssen, gelten als noth-

wendige, oder doch übliche Bestandtheile eines Volksfestes; doch kann es noch andere Bestandtheile geben, deren Einführung den Begriff des Volksfestes nicht gefährdete, und den Volksvergnügen vielleicht noch erhöhte und nöthige Abwechslung gäbe. Doch können schon mit Hülfe obengegebener gewöhnlicher Bestandtheile durch mancherlei Combinationen Plane zu Volksfesten, in deren einem dieser, im andern ein anderer vorherrscht, konstruirt werden. Jedes muß ja auf die Natur des Volksgeistes, auf die Wünsche der betreffenden Klassen, und auf die vorhandenen Mittel zur Ausführung berechnet sein, fort und fort aber müssen Abänderungen, muß Neues dargeboten werden. Alles jedoch muß seinen Boden in dem Begriff: Volksvergnügen haben. Sehe man in der Natur ein Vorbild. Jede Jahreszeit ruft nur dadurch zu eigenen Festen, weil jede selbst ein eigenes Augenfest ist. Wenn bei jedem Volksfeste, sei es auch nur eine Klasse als besonders thätig und genießend angezogen und repräsentirt wird! — Warum nicht ein Fest besonders für Fabrikarbeiter, für die Dienstboten, für die Handwerksgesellen und Lehrjungen, für den Bauernstand? Solche Feste beweisen diesen Klassen augenfällig, daß man ein liebevolles und ernstes Augenmerk auf sie richtet. Gymnastische Uebungen wären nur durch Knaben und wenige Jünglinge; Gesang allemal, Tanz nur selten einzuführen, weil nur selten das weibliche Geschlecht der Dienstboten und Fabrikarbeiter aufzunehmen wäre. Hieher gehört noch die Frage, ob denn wirklich gar keine Handlung, nichts Historisches mit solchen Festen verbunden, gar keine Art von Schauspiel damit, wenn auch selten, gegeben werden könnte? Unsere Altvordern gaben solche bald im biblischen, bald im ritterlichen, bald im großen historischen, und griechische und römische, im vaterländischen Style häufig. Die

Reformation hob mit dem Mißbrauch den Gebrauch auf. Ließe sich nicht der alte Gebrauch in einem neuen Gewande, jetziger Art von Bildung angemessen, geben? Er müßte und würde seine, ganz auf die menschliche Natur berechnete Riesenkraft noch heute kund thun.« (In Tyrol besteht z. B. wirklich noch derlei, von Bauern dargestellt.) »Volsfeste sollten bald in diesem, bald in jenem Landestheil, bald auf Höhen, bald in Ebenen gegeben werden. Einfache Anordnung, wenig, aber Gediegenes, Prunkloses, Mäßigkeit im Geben, wie im Genießen muß vorherrschen, sonst segeln sich solche Feste, selbst mit dem besten Winde bald auf's Trockene, überreitzen, werden langweilig, Zeit-, Gemüth- und Geldraubend. Auch zum Geld ist Sorge zu tragen, was für Unnützes ausgegeben worden, kann man nicht mehr für Nützliches ausgeben. Das nächste Mittel endlich zur Ausführung ist, innigerer Verkehr, und mehr Umgang mit den betreffenden Klassen, dann etwa eine kleine Commission mit großer Macht, mit Vollmacht. Sittliche, kräftige, liebende, sinnige, rathvolle und ästhetische Männer gehören in sie, und sollten sich ihr ja nicht entziehen. Die Commission muß Versuche machen und sich durch Erfahrung belehren dürfen. Viele mögen alle eingesendeten Raisonnements und Vorschläge prüfen. Wenige, die geprüften und probehaltig befundenen ausführen. Sollte es der Gesellschaft des Gemeinnützigen an Männern zum Vollziehen mangeln?«

Hier dürfte endlich auch in Betracht kommen, was in neuester Zeit von Chartisten, Socialisten, Communisten zc besorgt wird, daß diese Vereine nämlich mit der Zeit die höheren Stände bewältigen und unterjochen, und so die Oberhand behalten werden. Wir glauben

dies eine übertriebene Furcht! Man sorge nur dafür, daß jene Klassen des Volkes ihr Auskommen finden, und ihnen das Leben noch sonst Reize biete! Wer sicher ist, Suppe und Rindfleisch zur Mahlzeit zu haben, und sein Leben sonst nicht freudenleer weiß, der stürzt sich nicht erst in blutigen Kampf auf Leben und Tod, um etwa noch Braten und Nachtisch und etwas Vergnügen mehr zu haben. In der allgemeinen Zeitung vom 6. März 1843 heißt es:

»Bei dem Jahresfeste der Londoner Pastoralgesellschaft hielt Herr Villier eine Rede über die Nothwendigkeit eines erweiterten und verbesserten Schulunterrichtes zur allmähligen Bekämpfung der so großen Rohheit der englischen niedern Volksklassen. Hiebei führen verständige Engländer als Ursachen dieser Rohheit auch an, daß in dem Maße, als der Arme mehr und mehr zur bloßen Arbeitsmaschine herabgewürdigt worden, die alten edlern Volksfeste und Volksspiele in Verfall gerathen, namentlich auch der Unterricht in der »thierbändigenden« Musik vernachlässigt worden sei. So komme es, daß Tausende von Arbeitern nach sechs Wochentagen keine bessere Erholung kennen, als Soff und Gemeinheit.«

Dies ist wohl auch ein recht praktischer Beleg zu unserer Behauptung im ersten Theile dieses Buches (Artikel: Staatskolobiotik), der gemeine Mann müsse etwas Erlaubtes haben, worauf er sich des Sonntags freue, um nicht endlich auf Unerlaubtes zu verfallen.

Dies wären lauter Vorschläge zu kalobiotischer Gestaltung für einzelne Stände, also recht prak-

tische Beispiele, wie wir es damit ungefähr meinen. Für jene Klassen, so wie überhaupt für die meisten bürgerlichen Stände, ließen sich auch wohl eigene Handbücher, sogenannte Rathgeber, schreiben, worin an dem betreffenden einzelnen Stande das ihm eigenthümliche kalobiotische Geäder nachgewiesen werden könnte, dann aber gewisse, meist in Kleinigkeiten bestehende, leicht auszuübende Kunstgriffe zu weiterer Lebensverschönerung für Individuen jenes Standes an die Hand gegeben würden. Dies könnte ungemein wohlthätig für den Zweck wirken.

c) Staatskalobiotik.

Nach dem von uns im ersten Theile entwickelten Begriffe von Staatskalobiotik, worunter wir den Inbegriff dessen verstehen, was von Seite des Staates oder sonst für Lebensverschönerung der Gesammtheit seiner Bürger geschieht, ist es einleuchtend, daß diese Wirksamkeit nur im Großen, Allgemeinen stattfinden könne. Die Staatsverwaltung hat ganz andere, zu dringende Aufgaben, um sich diesfalls in's Detail verlieren zu dürfen. Ihr Wirken für Kalobiotik kann daher jedenfalls nur ein einzelner Faktor in der Summe ihrer Thätigkeiten sein. Mit diesem Grundsatze, daß sich nämlich ihre Wirksamkeit hiefür nur auf ganz Allgemeines beschränken kann und soll, werden wir auch jenes im Einklange finden, was dafür, nach unserem im ersten

Theile enthaltenen Bemerkungen über Staatskalobiotik, von Seite der Regierungen in civilisirten Staaten bereits geschehen ist. Belebung des Schönheitssinnes durch verschiedene öffentliche Anstalten für Kunst und Geschmack, durch öffentliche schöne Anlagen, durch Vorkehrungen für Landesverschönerung, für Verbesserung des Geschmacks in Fabrikaten, für Veredelung der Volksfeste u. dgl. bereits angeführte Beispiele sind die Mittel, welche sie zur Verfolgung jenes Zweckes im Großen anzuwenden pflegt. Dieselben gehören sämmtlich zu gestaltender Kalobiotik. Als eines recht handgreiflichen Beispieles solcher Art erwähnen wir hier insbesondere der in mehreren civilisirten Staaten von der Regierung eigends angeordneten und bestehenden Stadtverschönerungskommissionen. Sie sind permanent, gewöhnlich aus den höchsten Municipalbeamten, und aus Ingenieurs zusammengesetzt, und haben darüber zu wachen, daß in der Stadt keine Bauten entstehen, welche die Regelmäßigkeit der Straßen stören, oder sonst durch besondern Ungeschmack oder zu barocken Styl ihrer Façaden das Auge der Vorübergehenden beleidigen, zu welchem Ende solchen Commissionen daher die Zeichnungen zu neuen Gebäuden mit Façaden gegen die Straße vorläufig zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen sind. Als Beispiel negativer Staats-Wirksamkeit, wohl zunächst für Sittlichkeit, aber auch für Lebensverschönerung, kann wieder die Abstellung der noch im vorigen Jahrhunderte üblich gewesenen Thier-

hetzen gelten, wo dem Volke soviel Grausames und Unschönes als wahrhaft Entsittigendes, Geschmackwidriges zum Schauspiel geboten wurde. Fänden sich dagegen Staatsverwaltungen veranlaßt, die Einfuhr geschmackvoller Modelle aus dem Auslande, als Muster für inländische Fabriken, oder die Berufung ganz vorzüglicher Modellzeichner für solche Anstalten, durch besondere Vorkehrungen zu begünstigen, oder noch fehlende Professuren der Ornamentenzeichnung zur Weckung des Geschmackes unter den Handwerkern zu errichten, oder eigene Lehrkanzeln selbst für Kalobiotik oder wenigstens auf irgend eine Weise Vorträge darüber, ihrer Gemeinnützigkeit wegen, einzuführen u. s. w., so hätten wir eben so viele recht eigentliche Beispiele gestaltender Staatskalobiotik. Ueberhaupt kommt hier die Wahrheit zu beherzigen: Wohlgeregeltes Volksvergnügen ist humanisirend und erquickend, denn es hinterläßt keine Reue, sondern angenehme Erinnerung. Wo jedoch die Hauptsache für Lebensverschönerung von Seite des Staates bereits geschehen ist, da wird und kann er sich meist nur auf negatives Einwirken für den Zweck beschränken. Dann wird er in dieser Tendenz etwa mehr nur anregend vorgehen, z. B. die Bildung von Privatvereinen für dergleichen veranlassen, aufmuntern und nur dort selbst einschreiten, wo sich besonderes Wichtiges der Art ergeben sollte, und wozu Thätigkeit der Privaten nicht ausreichte, sondern der Staat allein die

Aufgabe lösen kann. Nicht zu übersehen ist endlich hier auch, was der Staat für andere materielle Zwecke in's Leben ruft, und woran sich dann, ohne daß er es eben eigentlich beabsichtigte, zugleich Kalobiotisches knüpft. Denken wir uns z. B. eine vom Staate erbaute Eisenbahn, und erwägen wir Alles, was ihrer Linie entlang an neuen Gärten, Anlagen, Landhäusern, öffentlichen Belustigungsorten, Erleichterungsmitteln binnen wenigen Stunden ins Herz der schönsten Gegenden zu kommen, für Lebensverschönerung erblüht, ohne daß es gerade unmittelbar beabsichtigt worden wäre u. dgl.! Was dagegen in einem Volke z. B. an Tänzen, Melodien, Belustigungen aller Art, Festen, charakteristisch Nationelles besteht oder entsteht, würde wieder in das Gebiet der gestaltenden Nationalkalobiotik gehören, wovon im ersten Theile die Rede war.

d) Weltkalobiotik.

Wenn unter dieser, nach unserem im ersten Theile entwickelten Begriffe verstanden wird, was auf Erden zur Lebensverschönerung für die Menschheit überhaupt, als Ganzes betrachtet, geschieht; so ist leicht einzusehen, daß dies nur noch mehr in der Auffassung, in der Idee liege, als in der Wirklichkeit; denn wirklich Realisirtes in solcher Tendenz gibt es nur noch sehr wenig, zumal, wenn man dazu blos jenes rechnet, was ausschließlich in der Absicht geschah, für Welt-

kalobiotik zu wirken. Das Meiste dient zwar auch diesem Zwecke, wurde aber eigentlich zunächst in ganz anderer Absicht ausgeführt. Wenn z. B. auf dem Rigi-kulm in der Schweiz, ein bequemes, wohl eingerichtetes Gasthaus für Reisende errichtet wurde, welche dort aus allen Weltgegenden zusammenzuströmen pflegen, um auf jenem Berge des ungeheuersten Umblickes in die Ferne zu genießen, und gleichsam das Naturfest des Sonnen-Auf- oder Unterganges zu begehen; so ist jene Einrichtung nach unserem Begriffe in gewisser Hinsicht wohl als ein Beispiel gestaltender Weltkalobiotik anzusehen. Allein sie ward vom Wirthe gewiß nicht in jener Absicht, sondern blos des pekuniären Gewinnes wegen gegründet. Dagegen wäre der eben dort befindliche, von einer Gesellschaft warmer Natur- und Menschenfreunde gegründete Versammlungssaal, wo die Fremden Bücher, Landkarten, Kupferstiche von sogenannten Gebirgspanorama's, Barometer, Thermometer, Fernröhre, für Damen sogar Musikalien und Pianoforte u. dgl. beisammen finden, ein Beispiel weltkalobiotischer Gestaltung im strengsten Sinne, weil das Ganze wirklich in keiner andern Tendenz, als zur Lebensverschönerung aller dort Reisenden in's Leben gerufen wurde. Wenn nach dem Erscheinen der Romane Walter Scotts viele Reisende aus verschiedenen Nationen eigends in England und Schottland herumreisten, um die durch jene Romane so interessant gewordenen Stellen genannter Länder zu besuchen;

so kann dies ebenfalls als Wirkung für gestaltende Weltkalobiotik angesehen werden. Zu Anstalten der früher genannten Art wäre hingegen wieder z. B. der in London unter dem Namen Welthaus neu entstehende Gasthof zu rechnen, welcher eine Vereinigung von Gasthöfen sein soll, wo jeder einzelne Fremde aus irgend einer gebildetern Nation Europa's alle gewohnten Lebensbequemlichkeiten seiner Heimath finden soll. Ebenso bestand dereinst der bekannte große holländische Blumenhandel gerade nicht in kalobiotischer Tendenz, kann aber doch immerhin auch als für Weltkalobiotik dienstbar angesehen werden, da Blumen, die sich von dort in die ganze Welt vertheilten, doch wohl zur Lebensverschönerung mit gehören. Als gar mächtige Hebel für denselben Zweck der Lebensverschönerung ohne eben darauf berechnet zu sein, dürften die, heutigen Tages so sehr erleichterten Communikationsmittel, Eisenbahnen, Dampfboote u. dgl. gelten; worauf wir bereits im ersten Theile besonders hingewiesen haben. Von dieser Art Hebel dürfte im Grunde für den Zweck noch mehr zu hoffen sein, als von den eigends beabsichtigten Mitteln, welche theils Wohlhabenheit, jedenfalls aber schon höheren kosmopolitischen Sinn bei den Gründern voraussetzen, der noch selten vorkommt.

Eine Hauptbedingung, damit sich Verfolgung solcher Zwecke allmählig ausbilde, ist — Friede unter den Völkern, denn unter Waffengetümmel und Kriegsgewühl gedeihen sie nicht. Darum kann hier die Hinweisung

auf die Ansicht Kant's über die Garantie des ewigen Friedens zum Troste gereichen, es werde eine Zeit kommen, wo das Kriegführen so kostspielig geworden sein wird, daß es schon darum werde unterbleiben müssen, weil es den Staaten an den nöthigen Mitteln fehlen wird. Sollten wir diesem Punkte nicht schon ziemlich nahe stehen? — Indessen können ausnahmsweise wohl auch Kriege mitunter Kalobiotisches herbeiführen, wie überhaupt Böses oft von der Vorsehung zum Guten gewendet wird. Wieviel kann z. B. jener, wodurch vor Kurzem ein lebhafter Verkehr mit China eröffnet worden, nicht auch für unsern Zweck Neues bringen, durch Bekanntschaft mit neuen Gegenständen, neuen Erscheinungen u. s. w. Jedenfalls sind bisher von eigentlicher weltkalobiotischer Gestaltung nur noch sehr geringe Anfänge in der Wirklichkeit zu gewahren, worüber wir uns wieder auf das beziehen, was wir über dies Thema schon im ersten Theile gesagt. Sie erwartet erst von der Zukunft weitere Entwickelung. Hier muß es genügen, diese Idee nur im Allgemeinen anzuschlagen und nur noch als Embryo für den Denker hinzustellen.

III. Abschnitt.

Kalobiotik dem Klima nach.

Wie es im letzten Abschnitte des ersten Theiles anschaulich gemacht wurde, muß das *Klima* in der *auffassenden* Kalobiotik der Menschen einen mächtigen Unterschied begründen. Dasselbe ist also nothwendig auch bei der *gestaltenden* Kolobiotik der Fall, denn sie ist in der innigsten Verbindung mit der Natur, welche im Süden und im Norden so verschieden ist, und hängt davon so sehr ab. Der Mensch im Norden muß größtentheils so zu sagen zu ganz anderen *Formen* des Lebensgenusses greifen, als im *Süden*, weil ihm größtentheils die Mittel fehlen, welche dem Südländer zu Gebote stehen. Wenn scheinbar der Letztere gegen den Ersteren im Vortheile steht, weil er mehr Auswahl hat; so möchte es gleichwohl schwer zu entscheiden sein, ob Beide im Grunde nicht gleich genießen, der Nordländer

wieder eine nachhaltigere, tiefere Genußfähigkeit besitzt, welche ihm durch Intensität zu ersetzen scheint, was dem Südländer mehr Aeußeres zu Gebote steht, dessen Genußfähigkeit dagegen wieder seichter und flüchtiger ist. Gehen wir nun im Sinne gestaltender Kalobiotik abermals, wie im ersten Theile, die einzelnen Rubriken der frühern beiden Abschnitte im Fluge durch, und wir finden bezüglich:

1) der Kalobiotik dem Objekte nach, daß der Mensch im Norden seine Genüsse ganz anders einrichten muß, als im Süden. Daher bringt dem Einen

a) sein äußeres Leben ganz verschiedene Freuden, als dem Andern, da der Schauplatz so wesentlich verschieden ist, worauf sich Beide zu bewegen haben. Volksbelustigungen und Unterhaltungen aller Art auf Eis und Schnee können in Neapel eben so wenig stattfinden, als in Rußland das ganze Jahr hindurch Tarantellentänze bei Zitterspiel und Tamburinenschall unter freiem Himmel u. s. w.

b) Im Norden herrscht das Denkleben, das innere Leben natürlich bei weitem mehr vor, als im Süden, denn man fühlt sich dort mehr angeregt, in der Ideenwelt zu leben, während man hier fast blos im Genusse der Außenwelt schwelgt. Daher finden wir in nördlichen Ländern unter den gebildeteren Ständen wohl auch Lektüre mehr als Hauptgenußquelle, woraus der Mensch für Lebens-

verschönerung zu schöpfen liebt, im Süden hingegen minder.

2) Ebenso muß sich ein Unterschied an der Kalobiotik dem Subjekte nach zeigen, und zwar:

a) an jener des Individuums, was sowohl von den vier Lebensaltern, als von den beiden Geschlechtern gilt. Welcher Unterschied muß sich bei den Ersteren, wie bei den Letzteren in Bezug auf Geschmack und Lebensverschönerung nicht schon dadurch allein ergeben, daß im Norden Erziehung und Jugendleben zu Hause, im Süden meist im Freien vor sich gehen. Wie verschieden müssen schon allein darum nicht die Vorstellungen von Genuß und Vergnügen ausfallen, was jedoch noch mehr bei der so großen Verschiedenheit der Sinnenwelt der Fall sein muß, worin beide leben. Beide werden daher in kalobiotischer Gestaltung ihrer Existenz höchst verschieden vorgehen müssen. Dies wird uns beim ersten Blicke auf die Lebensweise nördlicher und südlicher Völker klar. Ebenso muß uns der bedeutende Unterschied im Charakter des Weibes im Süden und Norden einleuchten, wenn wir dessen gedenken, was wir im ersten Theile über den Unterschied der Liebe in den beiden Gattungen von Ländern bemerkten, denn Liebe ist doch eigentlich, was dem weiblichen Wesen seinen Haupttypus gibt.

b) Die Kalobiotik der Gesellschaft muß nothwendig nicht minder verschieden ausfallen, wo ihre bewegenden Elemente, Schauplatz, Geschmack, Frauen u. dgl. so ganz verschieden sind. Dies beurkundet sich insbesondere augenfällig

α) am Familienleben. Im Süden ist aus den im ersten Theile bereits von uns bemerkten Gründen das Familienband viel lockerer, im Norden weit inniger, denn dort fühlt man sich mehr ins Außenleben, hier mehr in den Kreis der Seinen gelockt. Dies genügt, um den Unterschied in der Entwickelung des Familienlebens und des Geschmacks für daraus abgeleitete gestaltende Lebensverschönerung anschaulich zu machen, der sich in den beiden Klimas nothwendig vorfinden muß.

β) Ständekalobiotik steht im Süden vergleichungsweise zum Norden sehr im Hintergrunde, denn das Band der Stände ist dort überhaupt aus den von uns im ersten Theile angegebenen Grunde sehr locker, da man weniger Vereinigung braucht, wo ein Jeder leicht für sich als Individuum bestehen kann. Diesen klimatischen Unterschied finden wir zu allen Zeiten bei den verschiedenen Völkern nachweisbar. Im Süden finden wir z. B. in sehr wenigen Gegenden Schnitter- und Winzerfeste, oder in Städten: Juristen-, Mediziner-, Künstlerbälle u. dgl., wie im Norden. Schon Aehnliches deutet, wie es scheint, auf keine Gewohnheit der Vereinigung. Sonach muß sich auch:

γ) in der Staatskalobiotik die Zweckmäßigkeit einer andern Art von Fürsorge von Seite der Regierung im Süden, als im Norden zeigen. Im Süden z. B., wo das Familienleben von geringerem Belange ist, wo man sich weniger zu Hause aufhält, haben öffentliche Unterhaltungen noch mehr Wichtigkeit, weil sie eine Hauptquelle für Lebensgenuß sind, während dem Nordländer sein Haus den Hauptgenuß bietet. Daher wird die Staatsverwaltung bei südlichen Völkern solcher Unterhaltung mehr Aufmerksamkeit schenken, wieder des alten »panem et circenses« eingedenk! So ward auch bei den alten Griechen und Römern nicht umsonst vorzugsweise auf erhebende Ausschmückung des Forums gesehen, wo die Bürger die meiste Zeit zubrachten, während ihre Wohnungen oft klein und unansehnlich waren, wo sie sich weniger aufhielten. So ist noch heut zu Tage z. B. in Italien das Theater eine Art Gegenstand von Wichtigkeit für die Eingebornen, denn es beschäftigt sie einen bedeutenden Theil ihrer Existenz hindurch, was eben zu obigen Bemerkungen über die Wichtigkeit öffentlicher Unterhaltung im Süden als Beleg dient.

Weltkalobiotik endlich kommt in klimatischer Beziehung wohl minder zu betrachten, daher wir uns, zur Vermeidung von Wiederholungen hier blos beschränken, auf das hinzuweisen, was wir darüber am Schlusse des ersten Theiles angedeutet, wo zugleich auch schon von

gestaltender Kalobiotik die Rede war. Es stehe hier nur noch in Betreff dieses letzten Punktes, gleichsam als weiter erläuterndes Beispiel, wobei auch Klimatisches mit Einfluß nimmt, folgende flüchtige, kalobiotische Phantasie:

Im hohen Norden fände sich eine kleine Gesellschaft wohlhabender gebildeter Männer und Frauen bei einer Tasse Thee um die Flamme des dort beliebten Samovar versammelt, und träumte im Gespräche vom Süden, nach welchem eben im Norden die Sehnsucht so leicht erwacht. Mancher aus der Gesellschaft, der schon in Italien war, erzählte von dessen Reizen. Da wäre plötzlich unter dem kleinen Cirkel, den auch Sinn für Bildung belebte, der Plan entstanden, eine Reise nach Griechenland zu unternehmen, um dort Alterthümer und Natur jenes schönen Landes kennen zu lernen, und aus dieser Quelle der Lebensverschönerung gleichsam einen erquickenden Trunk zu machen, als schmückende Erinnerung für's Alter. Schon bald nach Sommers Anfang wäre auch alles zur Reise vorbereitet und dieselbe angetreten, ohne sie eben rasch auszuführen. Man hätte, der Gesundheit mehrerer Gesellschaftsglieder zu lieb, früher noch die Sommermonate in Helgoland's Bädern verbracht. Unter den Fremden aus der ganzen Welt, welche dort anwesend zu sein pflegen, hätten sich noch mehrere Andere dem beabsichtigten Reiseunternehmen unserer Nordländer angeschlossen, von gleichem Wunsche beseelt, das

heitere Hellas mit seinen Gegenden und Alterthümern kennen zu lernen. Nehmen wir an, die projektirte Eisenbahn von Hamburg nach Triest durch die preußischen und östereichischen Staaten wäre bereits fertig. Wie mit einem Zauberfluge wäre die nun bedeutend angewachsene Reisegesellschaft in Triest angelangt, dort hätte sie eben wegen der großen Anzahl ihrer Mitglieder ein ganzes Dampfboot eigends für sich zur Ueberfahrt nach Griechenland miethen können. Schnell wird das Schiff auf das Zierlichste und mit allen comforts, mit Büchern, Landcharten, musikalischen Instrumenten u. dgl., besonders für die Damen, ausgestattet. Diese würden zur Abfahrtsstunde dahin geführt, und fänden dort, da die Witterung besonders still und schön wäre, Alles auf's Bequemste eingerichtet, und auf dem Verdecke eine ganze, geschmackvolle Laube aus frischen Lorbeerzweigen zu ihrem Empfange bereit, die Maste fast mit frischen Blumenguirlanden umkränzt. So führe die Gesellschaft heitern Sinnes unter Gesang und Musik, die Männer zu den Füßen der Damen, die Guitarre in der Hand, gleichsam wie auf einem Zauberschiffe, ab. Ihre Reise führte sie im Verfolge an den wildmalerischen Küsten Dalmatiens vorüber, wie an einer Phantasmagorie, dann unter mancherlei Abwechselungen im geselligen Verkehre, unter geistreichen Gesprächen, Erzählungen, Musik u. dgl. während der langen Reihe von Tagen, welche die Fahrt währt, über Syra nach Griechenland, ihrem Ziele! Hier

würde alles mit Interesse besichtigt, was Athen und das ganze übrige Land an Natur und Kunst Interessantes bieten, wobei die Sachkenntniß so manches gebildeten Mitgliedes der Gesellschaft höchlich zu Statten kam, worunter sich Franzosen, Engländer, Italiener, Deutsche, Amerikaner, ja Afrikaner befanden. Was man so an architektonischen Ueberresten oder Bildhauerwerken vorzüglich Interessantes besah, würde gleich, mittelst eines Daguereotyp-Apparats, den man mit hätte, zum Andenken an die Reise aufgenommen, und jedes Mitglied, Mann oder Frau, müßte sich irgend etwas Gesehenes, woran es besonders Interesse hätte, wählen, um seine Gedanken darüber metrisch oder in Prosa niederzuschreiben, so daß sich eine sehr ansehnliche Zahl von Daguereotypen und Aufsätzen über alle wichtigen Gegenstände zusammen fände, welche das Land bietet, und weshalb Griechenland der gebildeten Welt ein Wallfahrtsort für Kunst und Geschichte bleibt. Nach ebenso glücklich zurückgelegter Rückreise hätte die Gesellschaft noch einige Zeit in München, dem neu entstandenen Sitze bildender Kunst, zur Besichtigung seiner großen Merkwürdigkeiten verweilt, dort hätte sie die in Griechenland aufgenommenen Daguereotypen zeichnen und in Kupfer stechen, dazu die betreffenden Aufsätze abdrucken lassen, und so in einem Bande das Gesammtresultat ihrer Reise niedergelegt. Als sich endlich diese Gesellschaft trennte, und sich die einzelnen Mitglieder in alle vier Weltgegenden vertheilten, um nach

der Heimath zurück zu reisen, nähme jedes ein Exemplar des erwähnten Bandes zum Andenken an die gemeinschaftliche Reise mit, welcher ihm gewiß noch im späten Alter, wenn er es durchblätterte, ein heiteres Denkmal süßer Erinnerung an schön verlebte Zeiten bleiben müßte!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bronn, Wilhelm

Kalobiotik oder die Kunst schön zu leben

Leipzig 1844

Ph.pr. 167 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040001-4